Kudrun

von

Prof. Dr. Franz Saran.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

Handbücherei für den Deutschen Unterricht
Herausgegeben von Franz Saran
o. ö. Professor an der Universität Erlangen
. Reihe Deutschkunde Band 3

Deutsche Heldengedichte des Mittelalters:

Kudrun

Von

Prof. Dr. Franz Saran

alle (Saale) :: Verlag von Max Niemeyer :: 1922

German Dericke

Kudrun.

Das Bewußtsein einer Gemeinschaft anzugehören und sich ihr einordnen zu müssen, der Drang, eigenen Wünschen zu folgen und seine Kraft frei und rücksichtslos zu gebrauchen, Gesamtwille und Eigenwille, Pflichtbewußtsein und Ich-Bewußtsein waren die Kräfte, die zur Zeit des Nibelungendichters heftig miteinander in Deutschland rangen. Das politische Leben wurde von ihnen bestimmt: Kaisertum und Fürstenmacht kämpften gegeneinander. Nicht minder das geistige Leben: die Forderungen verpflichtender Religion, Sittlichkeit und Sitte lagen im Streit mit den Ansprüchen des Einzelnen. Die wachsende Macht der Landesherren, die Kreuzzüge mit ihrer Loslösung der Menschen aus den Banden des Überlieferten, ihrer Erweiterung des Gesichtskreises, die starke Berührung mit dem Islam, dazu die Verfeinerung des Lebens — all das gab der individualistischen Strömung immer mehr Kraft.

Aber auch die Gegenwirkung dauerte. Läßt das Nibelungenlied in diese Kämpfe der Mächte und Geister um 1200 hineinschauen, lassen sich die eigenen Anschauungen seines Dichters mit ihrer Verbindung von Altem und Neuem deutlich erkennen, so zeigt sich der Fortschritt, den die kulturelle Entwicklung in Deutschland während der Zeit Friedrichs II. machte, deutlich in dem zweiten großen Epos der klassischen Zeit, in der Kudrun.

Der Dichter der Kudrun kannte das Nibelungenlied genau; er knüpft deutlich daran an. Er will die Gedanken seines Vorgängers vom Standpunkt seiner Zeit aus — 1230/40 — weiterführen und zugleich kulturgeschichtlich verständlich machen, was er als Ideale vor sich sieht. Darum die Anlage seines Werkes nach der Abfolge der Geschlechter. Und schilderte der Nibelungendichter mehr die äußersten Gegensätze der Zeit, wie sie ihm im Leben entgegentraten, rückten die eigenen Überzeugungen in den rein positiven Gestalten Rüdegers und der Seinen nicht allzu stark

in den Vordergrund, so liegt das in der Kudrun anders. Ihr Dichter legt alles darauf ab zu zeigen, wie sich Anschauungen durch eine Reihe aufeinander folgender Geschlechter hindurch verändern, wie kulturell bedeutsame und wertvolle neue Gedanken erwachsen, erstarken und sich schließlich in Kudrun und Herwig, zwei modernen, auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Persönlichkeiten, wirksam vereinigen und verdichten, doch so, daß die wertvollen Eigenschaften der älteren Zeit nicht verloren gehen.

Das Politische, das im Nibelungenlied stark hervortritt, fehlt in dem jüngeren Epos fast ganz. Ein Zeichen der Zeit. Denn die Probleme des Deutschen Reiches als Lehnsstaat, welche seit dem 10. Jahrhundert die Dichtungen der herrschenden, der fürstlichen Oberschicht beschäftigten, zogen diese um 1235 nicht mehr an. Sie waren für sie ohne Bedeutung geworden; denn 1220 und 1231 hatte ja die Krone ihre geistlichen und weltlichen Vasallen als Landesherren anerkannt und damit den Reichsverband so gut wie aufgelöst, der sich schon vorher immer mehr gelockert hatte. So steuert denn die Handlung der Kudrun durch die Generationen hin einer Zeit zu, wo ein Reich nicht mehr vor allem durch die überall hin wirkende starke Persönlichkeit eines kraftvollen, schlichten Königs alten Stiles oder durch das Band der Hulde und Treue zwischen König und fürstlichen Vasallen zusammengehalten wird. Die Dichtung verlegt die Höhe ihrer Handlung in eine Generation, wo die fürstliche Persönlichkeit ohne Rücksicht auf alten Adel und große lehnsherrliche Macht, wesentlich durch ihre angebornen Vorzüge triumphiert und im Besitz der modernen Kultur vorbildlich glänzt.

Aber der Dichter zeigt andrerseits, daß die edle Tugend des alten Reiches, die Treue, nicht verloren geht. Aus der feudalen Welt des väterlichen Hofes nimmt sie Kudrun in ihre Seele auf und bewährt sie glänzend, Kudrun, das weibliche Gegenbild des Hagen im Nibelungenlied.

Persönlichkeitsideale und pflichtmäßige Gesinnung stellt also auch der Dichter des 13. Jahrhunderts dar. Als Drittes fehlt nicht die Religion. Religiös und doch nicht eigentlich kirchlich, heldenmäßig und dabei echt

christlich stellt Kudrun eine eigenartige Verschmelzung scheinbar widerstreitender Strömungen dar, ein Bild, das in die Zukunft deutet.

I. Das irische Königshaus.

In Irland herrscht der mächtige König Gere. Ihm dienen viele Burgen; sieben Fürsten — von Königen spricht der Dichter nicht — sind ihm untertan, viertausend Recken oder mehr stehen ihm zu Gebote.

Gere ist durchaus ein Herrscher alten Stils. Aus tapferem Geschlecht entsprossen führt er tapfer viele Kriege. Aber nicht allein der Ehre wegen: täglich konnte er mit seinen Helden Ruhm und Besitz in Kämpfen erwerben. Das Praktische wird nicht vernachlässigt. Auf Ritterleben legt er offenbar keinen Wert. Zwar kennt man an seinem Hofe die moderne Waffenübung, aber die königliche Familie bleibt dem ritterlichen Wesen fern: der König läßt seinen Sohn nicht Ritter werden.

Mit ihm teilt den Thron Ute. Ebenfalls aus königlichem Geschlecht entsprossen, zieren sie die Vorzüge der vornehmen Frau, sodaß sie Gere mit Recht zu seiner Gemahlin machte. Auch von ihr erzählt der Dichter nichts, was auf gesellschaftlich-höfisches Leben wiese. Sie ist eine gute, zärtliche Frau. Nach dem frühen Tode ihres Gatten schließt sie sich eng an den Sohn an. Dieser heiratet zunächst nicht; so behält die Witwe des alten Königs ihre Stellung am Hofe. Ute ist nur Königin und Mutter, auch durchaus alten Stiles.

Geres und Utes Sohn ist Sigebant. Der Prinz lernt in der Gesellschaft der Männer, was zum Helden der Zeit gehört: Fechten, Speerwerfen, den Lanzenkampf zu Roß, auch zu buhurdieren versteht er. Nach vollendeter Ausbildung macht man ihn wehrhaft, aber Ritter wird er nicht. Was er gelernt hat, wendet er an, wie man es von einem vornehmen Manne (helt edele) verlangt und wie es der Familienüberlieferung entspricht: er wird ein berühmter Held, dessen Ruf sich weit verbreitet.

Bald nach der Wehrhaftmachung stirbt der Vater. Sigebant übernimmt nun im Einverständnis mit den

Verwandten die Krone. Um der verwitweten Mutter nicht eine junge Königin zur Seite zu setzen, verzichtet er auf die Heirat: er ist ein guter Sohn, der weiß, was er der Mutter schuldig ist. Freilich bedeutet seine Ehelosigkeit nicht, daß er der Liebe entsagt.

Die Mutter nimmt den Verzicht des Sohnes nicht auf die Dauer an. Sie rät ihm, doch bald eine Frau zu nehmen, die ihm und dem Lande Ehre brächte. Als gehorsamer Sohn folgt Sigebant und läßt nun durch seine Verwandten um die vortrefflichste der vornehmen Jungfrauen werben, um die Königstochter von Norwegen, Ute die Jüngere. Es wird nicht gesagt, daß diese Ute besonders schön sei, sie und Sigebant kennen einander nicht, die Vermählung wird in Abwesenheit des Gatten in Norwegen vollzogen — also keine Spur eines inneren Verhältnisses der beiden, eine rein politische Heirat ältesten Stiles, bei der sogar die Romantik des Brautraubs fehlt, von Minne und Minnedienst ganz zu geschweigen.

Die junge Königin wird von dem Gatten an der Grenze seines Landes empfangen und auf die Burg — später heißt sie Balian — geleitet. Dort herrscht sie nun mit dem Gemahl.

Sigebant ist Held und König, aber nicht Ritter. An seinem Hochzeitsfest gibt er wohl fünfhundert Jünglingen das Schwert, aber wie sein Vater legt auch er für seine Person auf die Ritterwürde keinen Wert. Die Bedeutung der neuen Einrichtung wird von den regierenden Herren noch nicht erkannt. Indessen haben sich in der jüngeren Generation am Hofe die Anschauungen schon etwas verändert: man verübelt es dem König, daß er heiratet ohne Ritter zu sein. Offenbar haben in der Hofgesellschaft ritterliches Wesen und ritterliche Anschauungen Eingang gefunden.

Sigebant regiert nun lange in Irland als gerechter Richter und Schützer der Niedrigen, als freigebiger aber dabei wirtschaftlicher Herrscher: seine Besitzungen bringen ihm großen Reichtum, sodaß er freigebig sein konnte, vergißt der Dichter nicht zu bemerken. Nach drei Jahren wird ihm ein Sohn, Hagen, geboren. Das Kind ist seine

Freude: wie Sigebant ein guter Sohn war, ist er ein zärtlicher Vater.

Das modische gesellige Wesen und ritterliche Spiel kennt Sigebant: bei besonderen Anlässen, wie dem Empfang der Königin, übt man dergleichen an seinem Hofe. Aber er macht sich nichts daraus. Er lebt und herrscht ohne wirklich schöne Geselligkeit und modernes Ritterspiel zu pflegen oder gar selbst daran teilzunehmen. Er buhurdiert nicht täglich mit seinen Leuten, wie es andere Fürsten taten; er macht keinen glänzenden Hof. Er hat auch offenbar keine rechte Ahnung davon, was zu einem Fürsten modernen Stils gehört und wie sich ein solcher zu verhalten hat. Ihm liegen ganz andere Dinge am Herzen: er mehrt sein Reich. Schließlich dienen ihm fünfzehn Könige, christliche wie heidnische; die politische Macht und Bedeutung des irischen Reiches wächst, und er sammelt Gold. Es ist das Bild eines heldenhaften, pflichtbewußten, gerechten, wirtschaftlichen Königs und eines guten, zärtlichen Familienvaters, das wir erhalten. Gefühlsmäßiger als das des Vaters, aber höfisch-moderne Züge werden absichtlich vermieden.

Doch die junge Königin denkt anders. Sie ist ein anderes Leben gewohnt. Am Hofe ihres Vaters in Norwegen herrschte ein bewegtes ritterlich-gesellschaftliches Treiben. Dort war die neue Zeit angebrochen. Da gab es täglich Ritterspiel, die Mannen des Herrschers rangen um den Preis und erhielten reiche Belohnung, der Vater nahm selbst an allem teil. Man feierte glänzende Feste. Denn der norwegische König war sich bewußt, daß es Pflicht der Fürsten sei, einen glänzenden Hof zu machen und Geld auszugeben, nicht aufzuhäufen. Daheim hat Ute Verständnis und Freude am modernen Wesen gewonnen. Ein Leben ohne solche Ergötzlichkeiten ist für sie kein Leben; sie hegt die moderne Anschauung, es sei unwürdig, wenn sich ein Fürst seinen höfischen Verpflichtungen entziehe.

Diese Überzeugung bringt die Königin in ein gewisses Mißverhältnis zu ihrem Gemahl. Sie aufgewachsen in ritterlich-gesellschaftlichen Anschauungen, der Gatte

nicht einmal selbst Ritter und dem modernen Wesen gleichgültig, bis zu einem gewissen Grade verständnislos gegenüberstehend. Auf die Dauer sagt Ute das nüchterne ruhige Leben ihres Gemahls nicht zu. Es verdrießt sie vor allem, daß er nicht an dem ritterlichen Leben seiner Hofgesellschaft teilnimmt, daß er nie buhurdiert. So regt sie eines Tages bei Sigebant den Gedanken an, auch einmal ein großes Fest im neuen Stil zu feiern. Der König, der seine Frau herzlich liebt, willigt gern ein und läßt Verwandte und Freunde auf den Anfang des Sommers nach Irland einladen. Für 60 000 Helden werden Sitze hergerichtet, es kommen aber 86 000 — der Dichter liebt es, in Zahlen zu schwelgen. Die Königin beschenkt beim Fest tausend Frauen und Jungfrauen. Froh sitzt sie im Fenster und schaut dem Waffenspiel zu. Sie freut sich, wieder den einst gewohnten Glanz zu sehen. Der König findet sich in seine Rolle, er benimmt sich wie ein echter Fürst. Freigebig beschenkt er seine Gäste, auf Wunsch seiner Frau reitet er selbst im Buhurt mit. Danach ist großer Empfang. Es ist ein verheißungsvoller Anfang. Der Hof von Irland tritt jetzt in die Zahl der modernen Höfe ein, er öffnet sich dem gesellschaftlichen Wesen ohne Rückhalt — ein Fortschritt gegenüber der alten Art des Vaters Gere.

Neun Tage dauert das Fest schon mit aller Art ritterlicher Unterhaltung.

Aber der Dichter will nicht, daß die Wünsche der Königin in Erfüllung gehen. Das neue Wesen soll den irischen Hof nicht gewinnen. Das Fest wird jäh abgebrochen: den kleinen Hagen entführt beim Festestrubel ein Greif.

Der zärtliche Vater ist untröstlich. Ganz außer sich, weint er und verliert alle Haltung, die Haltung des vornehmen Herrn, der seine Gemütsbewegungen unter gleichmäßig heiterer Miene verbergen soll; er ist eben gesellschaftlich noch nicht auf der Höhe. Anders die Königin. Höfisch vollkommen gebildet, verweist sie dem Gemahl den Verstoß gegen die feine Sitte: „Laß dein Klagen, alle Menschen müssen einmal sterben. Was Gott gebietet,

muß geschehen." Sie bewahrt Haltung und entläßt ihre Gäste, wie es sich gehört, mit reichen Geschenken.

Nach diesem Unglück wird es wieder still am Hofe. Der Aufschwung zum Höfischen wird nicht wiederholt. Der König lebt mit Ute wie zuvor. Trauer erfüllt sein Herz, sein einziges Kind und einziger Erbe ist ihm genommen. Immerhin: als Hagen später wiederkommt, veranlaßt er ihn, das Schwert zu nehmen, er veranstaltet freiwillig ein großes Fest, die Schwertleite, wobei er selbst am Kampfspiel teilnimmt. Er erkennt also die Berechtigung des neuen ritterlichen Lebens an und bemüht sich, daran teilzunehmen. Die Anregung der Königin ist nicht vergebens gewesen.

Zwei Generationen eines Herrscherhauses führt der Dichter vor: eine ältere, nüchterne, noch ganz unberührt vom Modischen, eine jüngere, in die es Eintritt begehrt, wo es als berechtigt anerkannt wird, ohne sich infolge widriger äußerer Umstände entfalten und den Geist des Hofes umstimmen zu können. Auch in der nächsten Generation wird das noch nicht möglich, denn der kleine Hagen wird dem Hofleben entzogen, ehe der neue Geist auf ihn Einfluß gewinnen kann. Der Dichter lenkt seine Entwicklung in eine andere Bahn. Was will er damit sagen? Verfolgen wir die Schicksale des Kindes.

Nach dreijähriger Ehe der Eltern geboren, bringt Hagen ein Muttermal in Gestalt eines Kreuzes mit zur Welt, eine Hindeutung auf Gottes Schutz, der über dem Kleinen walten wird, und auf das Religiöse, was bei ihm, dem Großvater Kudruns, auffällig stark und zwar in streng kirchlicher Form hervortritt. Das Kind erhält die Erziehung eines Prinzen. Zuerst durch Frauen und schöne Jungfrauen. Als der Knabe älter wird, mag er nicht mehr in weiblicher Pflege sein: mit sieben Jahren geht er lieber zu Männern und läßt sich von ihnen umhertragen; ihn verlangt nach Helm und Panzer: die angeborne heldische Art schlägt durch und sucht sich ihren Weg ins Leben. Die religiöse Unterweisung wird nicht vernachlässigt: das Kind zeigt später wahrhaft christlich-kirchliche Gesinnung.

Das ritterliche Wesen berührt den Knaben kaum: ehe es sich am Hofe der Eltern entfalten kann, wird Hagen vom Greifen entführt — in die Einöde zu den jungen Greifen. Aber er entkommt zu einer Felshöhle, wo er drei Königstöchter findet, die auch von dem Ungeheuer geraubt worden sind. Sie nehmen ihn freundlich auf und pflegen ihn mit Kraut und Wurzeln; andere Speise können sie nicht erreichen, weil sie immer in Gefahr vor den Greifen schweben und die Höhle nur verlassen können, wenn die Alten weggeflogen sind. Für die Entwicklung Hagens wird dieser Aufenthalt von großer Bedeutung.

Die älteste der drei Mädchen ist Hilde, Tochter des Königs von Indian. Christin und von Herzen fromm, ist sie vor allem die Menschenfreundlichkeit und Güte selbst. Sie kümmert sich mit fast mütterlicher Liebe um den kleinen Hagen, pflegt und erzieht ihn, wendet viel Mühe auf ihn, tut ihm in seiner Not viel Liebes. Auch ihrer Leidensgenossin Hildburg nimmt sie sich freundlich an, auf der Insel und später. Neben der Frömmigkeit ist diese Güte der Hauptzug ihres Wesens. Es ist die Großmutter Kudruns.

Von ähnlicher Art ist auch die jüngste der drei Königstöchter, Hildburg. Sie wird diese Anlage erst später deutlich offenbaren.

Mit den drei freundlichen Mädchen wächst Hagen auf. Wie sie nährt er sich von Wurzeln und Kräutern, wie sie kleidet er sich in Moos. Wie ihnen wird auch ihm keine höfische Ausbildung zuteil, auch keine heldische. Er lebt ein einsames, dürftiges Naturleben in Not und Plage. Aber — das ist die dichterische Absicht dieser Schilderung — seine angeborne Art und sein Gemütsleben entfalten sich unter der teilnehmenden Sorge der Gefährtinnen frei und schön aus sich selbst heraus. Hagen wird äußerlich und innerlich ein Kind der Natur.

Eine Pilgerflotte scheitert an der Insel. Der Knabe schleicht sich in der Hoffnung Speise zu finden, an den Strand. Da sieht er einen Bewaffneten ertrunken daliegen. Sofort zieht er ihm den Panzer aus und nimmt ihm Bogen und Pfeile ab. Den Helden zieht es zu den

Waffen. Dann legt er sich die Rüstung selbst an. Wie man es macht, hat er am Hofe des Vaters oft gesehen, doch gelingt es ihm hier ohne Hilfe. Der Dichter betont das: der geborne Held weiß sich zu helfen. Kaum hat er sich gewaffnet, kommt der alte Greif geflogen und fährt auf ihn los. Aber wieder tut sich die angeborne Art kund: der Knabe greift den Vogel mutig an und bedient sich dabei der neuerworbenen Waffen, als ob er ihren Gebrauch erlernt hätte. Wie ein geübter Schütze schießt er seine Pfeile ab. Als sie nicht schneiden, greift er zum Schwert und erlegt damit den Feind. Ebenso den andern Greifen und die Jungen.

Angeborne Heldenart und Heldenkraft machen diesen Sieg möglich. Doch nicht allein, Gottes Hilfe kommt dazu: allein hätte der Knabe solche Kraft nicht aufbringen können, bemerkt der Dichter. Hagen fühlt selbst, daß Gott geholfen hat. Fromm sagt er zu den Mädchen: „Gott will uns jetzt etwas Freude schenken.“ Heldentum und Frömmigkeit bei dem Großvater Kudruns.

Von den Greifen befreit, bewegen sich die Kinder nun freier auf der Insel. Hagen bildet sich selbst weiter. Er lernt vortrefflich schießen, so daß ihm kein Vogel entkommt; den wilden Tieren sieht er mächtige Sprünge ab. Wie ein anderer Robinson lernt er durch den Zwang der Not. Einst greift ihn ein Gabilun — Chamäleon? — an und will ihn verschlingen. Er erschlägt es mit dem Schwert. Eine neue Heldentat. Aber sie hat Folgen. Das Blut des getöteten Tieres rinnt. Den Sieger ergreift ein Gelüsten, es zu trinken. Er tut es und gewinnt dadurch große Kraft. Das macht ihn nachdenklich; er merkt, daß tierisches Blut andere Kraft besitzt als Wurzeln und Kraut. Dem erlegten Gabilun zieht er das Fell ab und kleidet sich darein: selbständig gewinnt er sich Kleidung. Ihn lehrt Bedürfnis und Natur.

Die Erfahrung, daß Blut Kraft gibt, veranlaßt ihn, das Tier nach der Höhle zu schleppen, damit auch die Mädchen sich stärken. Aber nun fließt das Blut nicht mehr. Jetzt möchte Hagen das Fleisch braten, wie er es früher gesehen hat. Wie bekommt man Feuer? Es

gelingt ihm mit dem Schwert Funken zu schlagen und Feuer anzuzünden. An dem Braten stärken sich alle. Zur reinen Pflanzenkost tritt nun Fleischnahrung. Dankbar vergilt jetzt Hagen den Gefährtinnen, was sie an ihm getan: diese werden wieder kräftig und schön. Er selbst bekommt allmählich die Stärke von zwölf Männern. Und nicht nur die körperlichen Kräfte, auch die geistigen nehmen zu bei der neuen Nahrung.

Es ist ein Leben fern von Helden- und Ritterwesen, fern von aller Kultur, das Hagen mit den Mädchen durch den Zwang der Umstände führen muß, ein Naturleben. Aber es zeigt, das will der Dichter sagen, die Kraft und Größe der natürlichen Anlage. Die angeborne heldische Art, der angeborne Verstand bewährt sich und hilft sich weiter: solch Leben läßt erkennen, was im Menschen drin liegt. Es schwebt in der Tat etwas Robinson- und Rousseaustimmung über dem Ganzen. Der Dichter will zeigen, daß der Sproß eines edlen Geschlechts die heldischen Vorzüge angeboren in sich trägt und auch ohne Unterweisung ausbildet. Das ist eben Adel. Es ist derselbe Gedanke, der Wolframs Schilderung vom jungen Parzival zugrunde liegt, Schilderungen, in denen der Rasseninstinkt der alten Zeit kräftig zutage tritt. Aber der Dichter will noch mehr. Hagen ist Kudruns Großvater, Hilde die Großmutter: das religiöse Gefühl, die natürliche Güte liegen der Enkelin von Großvater und Großmutter her im Blut, ebenso wie ein heldischer starker Sinn.

Von den Greifen befreit, wollen die vier Leidensgenossen nicht länger in der Höhle bleiben. Sie wandern durch den wilden Wald, bis sie ans Meer kommen. Da sehen sie ein mit Pilgern besetztes Schiff, das gerade von Garadie kommt. Der Schiffsherr, ein Graf, ist ein Nachbar Sigebants. Hagen bittet, um Gottes und Christi willen — man beachte die Betonung Christi: dergleichen fehlt im Nibelungenliede ganz —, Hagen bittet um Aufnahme ins Schiff. Aufgenommen erzählt er seine Lebensgeschichte. Wieder tritt der christlich-religiöse Zug stark hervor: er schreibt die Rettung Gottes Gnade zu. Der Dichter legt sichtlich Wert auf solche Züge.

Die Pilger bewundern Hagens Kraft, die die Greifen erlegt hat; aber sie flößt ihnen auch Furcht ein. Man versucht darum, den Knaben von seinen Waffen zu trennen. Dieser wehrt sich heftig und mit Erfolg. Der Graf hat noch einen andern Grund Hagen zu entwaffnen. Er ist ein Feind Sigebants und möchte dessen Sohn als Pfand besitzen. Hagen versichert, er sei an dem Kampf des Vaters ganz unschuldig, er erbietet sich, den Haß und Streit zwischen den Gegnern beizulegen. Seiner Kraft sich bewußt, mag er doch mit seinen Rettern keinen Streit haben: es ist der Geist des vernünftigen, besonnenen Heldentums, der in ihm lebt. Aber der Graf geht nicht auf die Vorschläge ein. Hagen warnt: „Ich will nicht Geisel sein, niemand, dem sein Leben lieb ist, verlange das von mir.“ Noch immer bleibt er ruhig und sucht wie Waltharius zwecklosen Kampf zu vermeiden, er bittet und verspricht. Aber wie einst Gunther, bleibt auch der Graf vernünftigen Vorstellungen unzugänglich, er befiehlt seinen Leuten zuzugreifen. Da bricht bei Hagen der Zorn los: bald liegen dreißig Mann der Besatzung im Wasser. Der Tobende hätte auch den Herrn erschlagen, wenn ihn die Mädchen nicht gehindert hätten. Wieder offenbart sich die Heldenkraft unwiderstehlich, jetzt zum erstenmal im Kampfe mit menschlichen Gegnern und als elementare, fast dämonische Kraft seines Innern.

Hagen zwingt den Grafen nach Irland zu steuern. Die Schiffer sind jetzt doppelt gefährdet: wegen ihrer Anschläge auf den Sohn und als Feinde des Vaters. Aber Hagen denkt edel. Sein Zorn hat sich schnell gelegt, er trägt nicht nach. Er vermittelt, dankbar für die Rettung, am Hofe des Vaters den Frieden. Dankbar sorgt er in der Heimat auch gleich für die drei Gefährtinnen: er läßt sie baden, dient ihnen zartfühlend und läßt sie kleiden. Der Dichter will sagen: bei aller elementaren Kraft seines Wesens, bei aller losbrechenden Heftigkeit ist Hagen doch im Grunde gutmütig, freundlich, dankbar, fromm und besonnen. Seine Enkelin gleicht ihm darin.

Mehrere Jahre hat Hagen mit den drei frommen und freundlichen Mädchen ein Naturleben geführt. Seine

angeborne kraftvolle heldische Art hat sich offenbart, hat sich, auf sich selbst angewiesen, im Ringen mit der Not des Lebens gestärkt und erprobt. Die wunderbare Rettung und Erhaltung auf der Insel hat seine Frömmigkeit, seine christliche Gesinnung gesteigert. Unter dem mildernden Einfluß der hilfreichen Mädchen hat sich seine natürliche Gutmütigkeit, Freundlichkeit, Dankbarkeit ungestört entwickelt. Aber wie begreiflich: fern von Kirche, fern von menschlicher und höfischer Gesittung ist der Knabe zum Naturburschen geworden. Und etwas von diesem Naturburschentum bleibt ihm sein Leben lang, obwohl in der Heimat wieder christliches Leben und ritterliches Wesen an ihn herantritt. Denn nun läßt der Vater daheim den etwas rauhen Jüngling durch seine Helden am Hofe ritterlich ausbilden. Bald übertrifft der Schüler seine Lehrer und braucht sich vor keinem zu scheuen, die Damen preisen seine Kraft und Geschicklichkeit. Später — erst an seinem Hochzeitstage — nimmt er auf Wunsch des Vaters das Schwert und wird Ritter. Der Vater war es nicht!

Aber es ist doch mehr die ritterliche Waffenübung, mit der sich Hagen vertraut gemacht hat. Das eigentlich Neue, die Gedanken von Feinheit der Gesittung, vornehmem Leben, Minne, Minnedienst, Abenteuer bleiben ihm fern. Das naturhaft Derbe hafte ihm sein Leben lang an. So geht die höfische Kultur in Irland auch in der dritten Generation nicht sonderlich weiter.

Soll gar kein Fortschritt sichtbar werden? Wir erfassen die Gedanken des Dichters bei dem Bericht über Hagens Heirat.

Wie üblich raten die Verwandten dem Königssohn, ein Weib zu nehmen. Hagen hegt schon selbst diesen Wunsch. Aber er denkt nicht, wie die Sippe, an eine Werbung der Art, wie sie der Vater Sigebant unternommen hatte, an eine rein politische. Ihn locken nicht wie den Herrscher alten Stils, Reichtum und Macht, ihn reizen nicht, wie Siegfried, gesellschaftliche Vorzüge irgend einer weit gepriesenen schönen Herrin. Ihn leitet einfach das natürliche Gefühl: Zuneigung und Dankbar-

keit gegen die, die ihm geholfen hat. Er wählt seine mütterliche Freundin Hilde zur Gattin, weil „sie ihm oft in großer Not Liebe erwiesen". Zwar ist sie die schönste aller Jungfrauen und ihm selbstverständlich ebenbürtig, aber das gibt nicht den Ausschlag. Er liebt sie wegen ihrer Sorge um ihn von Herzen und will ihr ihre Mühe lohnen. Also: auf ein herzliches inneres Verhältnis begründet sich die Ehe Hagens, ein Verhältnis, das sich in einem reinen Naturleben aus rein menschlichen Beziehungen und edlen Anlagen des Herzens entwickelt hat, frei von politischer und gesellschaftlicher Konvention. Und so werden wir den Gedanken des Dichters nicht mißverstehen, wenn wir sagen: in der dritten Generation verstärkt und vertieft sich das Gemütsleben in rein menschlicher Weise und wird bestimmend für Angelegenheiten des Lebens, die es früher beiseite ließ, es erwärmt und verinnerlicht sich das religiöse Gefühl und zwar in der Form des Christentums.

Sigebant verzichtet nun zugunsten des Sohnes auf die Krone. Hochzeit, Schwertleite, Krönung Hagens fallen zusammen. Der Neuvermählte zeigt sich an diesem Tage selbst als ritterlicher Held im Buhurt, aber zu Ehren seiner jungen Frau: das Motiv des Minnedienstes klingt an, aber der Dienst gilt der eignen Gattin, nicht einer fremden Herrin. Der Gatte seiner Enkelin wird einst ebenso handeln.

Hagen ist nun Herr des irischen Reiches. Er belehnt seine Vasallen mit Burgen und Ländern und beschenkt die Gäste fürstlich. Man nimmt ihn gern zum Herrn an. Freundlich, wie er ist, möchte er auch andere glücklich sehen: so erlaubt er, daß sich die zweite Königstochter mit einem jungen Fürsten, der sie am Hofe gesehen hat, vermählt; wie seine Enkelin Kudrun stiftet er gern solche Ehe. Und nun lebt er weiter herrlich und in Freuden; etwas von der Stimmung der modernen Gesellschaft erfaßt auch ihn.

Hagen ist moderner als sein Vater, viel moderner als der Großvater. Aber das Neue kann doch das Elementare seiner Natur, die Überlieferung vom Vater her und die Eindrücke des Lebens in der Einöde nicht

verwischen. So behält sein Wesen etwas Unausgeglichenes, es ist voller Widersprüche.

Der König ist ein gewaltiger, kühner Held. Er wahrt in jeder Hinsicht seine Ehre, so daß die Dichter von ihm erzählen. Das Naturleben in der Wildnis hat ihm mächtige Körperkraft gegeben: nichts Lebendes kann seinem Sprunge entgehen; seine ungeheure Stärke kennt jeder: er hat die Kraft von zwölf, anderswo heißt es 26 Männern! Der Dichter übersteigert sich gern. Seine Natur hat etwas Elementares. Er spricht in Irland Recht, wie ein König soll. Seine Gerechtigkeit ist streng und hart, nichts Unrechtes läßt er durch: in einem Jahr läßt er fünfzig oder mehr enthaupten. Darum heißt er auch vâlant „Teufel" aller Könige, der wilde der grimme. Aber die gewaltige Kraft und harte Strenge wird durch menschliche Züge gemildert. Sein Grundsatz ist: „Ein Herrscher soll so regieren, daß ihn niemand haßt." Er führt Krieg gegen seine Feinde, aber menschlich: um die Armen und Niedrigen zu schonen, verwüstet er die Länder nicht. Nur wo einer übermütig ist, bricht er die Burgen und tötet die Leute. Hochfahrenden dämpft er gern ihren Sinn, gegen Verbannte ist er gütig: man ist überzeugt, Fremde würden an seinem Hofe freundlich aufgenommen, wenn sie sagten, daß sie verbannt wären. Anständig gibt er später den Hegelingen die Erlaubnis, in seinem Lande Handel zu treiben und behandelt sie freundlich.

Dieselben Gegensätze zeigt sein Walten als Hausvater. Hilde gebiert ihm eine Tochter, die jüngere Hilde. Der Vater ist äußerst stolz auf sein Kind: 18 Damen und die Verwandten bestellt er ihr zu Hütern und wacht eifersüchtig darüber, daß niemand um sie wirbt. Wagt es doch jemand, läßt er ihn töten; sogar die Boten, die geschickt werden, müssen sterben. Niemand soll die Tochter haben, der niedriger ist als er. Es ist der Stolz, der ihn grausam macht, aber auch übergroße väterliche Liebe: er mag die Tochter nicht verlieren. Er ist ängstlich für die Wohlfahrt Hildes bedacht, er läßt sie aufziehen, wo sie weder die Sonne bescheint noch der Wind

berührt. Er ist ein schwacher Vater. Wenn ihn die Tochter um etwas bittet, kann er nicht nein sagen. Er macht ihr gern eine Freude, er ist ihr bester Freund. Er vergibt ihr schnell, als sie ihn betrogen hat; er kann gar nicht anders, das väterliche Gefühl zwingt ihn dazu. Ebenso freundlich ist er der Gattin gegenüber: gern erlaubt er ihr, was sie wünscht. Man erinnere sich hier an die zarte Rücksicht seines Vaters Sigebant gegen die Mutter und Gattin.

Losbrechende Heftigkeit und feines Gefühl, Härte und Menschlichkeit, Grausamkeit und Zärtlichkeit, ungeheure Kraft und ein Anflug von Ritterlichkeit, Roheit und wirklich frommer Sinn — diese Gegensätze liegen in Hagens Seele. Er ist eben eine unausgeglichene Natur, eine Gestalt des Übergangs, ein Mensch, der auf der Scheide zweier Zeiten steht. Man denkt an die Jahre gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts und die Wirkung der religiösen Bewegung auf die Männer dieser Zeit.

Hagens Bild ist vom Dichter ohne Zweifel mit starker Teilnahme entworfen. Aber es soll kein Ideal sein. Es fehlt eben doch die moderne ritterliche Gesittung, das Höfisch-Gesellschaftliche. In Irland ist alles noch stark von gestern. Der Dichter ist bei der Darstellung jenes Naturlebens auf der Insel weit davon entfernt, Rousseausche Kritik an einer Überkultur zu üben. Sein Urteil über den König spricht er realistisch dadurch aus, daß er ihn den Hegelingen, den Vertretern einer höheren gesellschaftlichen Kultur, gegenüberstellt. Diesen gegenüber muß er in den Schatten treten, ihnen gegenüber spielt er hier und da die Rolle einer halb komischen Figur. Man erinnert sich der Riesen im „König Rother"; auch der Dichter des Nibelungenliedes weiß Gunther so zu beurteilen.

Als die Hegelingen ins Land kommen, bewundert Hagen ihren Reichtum und nimmt sie gleich bei sich auf. Wie kann ein König so reiche und mächtige Helden verbannen! Bezaubert von ihrem glänzenden höfischen Auftreten, wünscht er, daß sie im Lande bleiben: er will seine Länder mit ihnen teilen; er will sie ehren, wie es

ihr Herr nicht getan habe. Ein für den wilden Hagen auffällig entgegenkommendes Verhalten, nur erklärlich durch den außerordentlichen Eindruck, den die glänzende höhere Kultur der Fremden auf ihn macht. Bald werden sie an den Hof eingeladen, der König geht ihnen entgegen, sie dürfen die Damen in der Kemenate besuchen — alles entwickelt sich sehr schnell. Man bedenke, wie langsam Siegfried am Wormser Hofe Fuß faßte.

Bald gerät der König den Gästen gegenüber ins Hintertreffen. Er bietet ihnen Geschenke an: stolz lehnen sie ab. Das verdrießt Hagen, aber er läßt es sich gefallen. Er ist stolz auf seine irische Fechtkunst. Zuvorkommend will er sie Waten, der sie angeblich nicht kennt, beibringen lassen. Der Alte lächelt verächtlich: er behandelt den freundlichen Wirt etwas von oben herab. Dieser muß zu seinem Verdruß sehen, wie der Schüler den Fechtmeister bald in Lebensgefahr bringt. Nun ficht er selbst mit Wate, um ihn seine vier Kunsthiebe zu lehren. Aber Wate setzt auch ihm gewaltig zu, so daß er erkennen muß, der Fremde habe sich mit ihm einen Spaß erlaubt. Er wird ärgerlich, aber er bezwingt sich. Wir wundern uns, daß der „Teufel aller Könige" so mit sich umgehen läßt. Nach dem Scherz wird der Zweikampf ernster: Hagen findet in dem Alten einen ebenbürtigen Gegner. Er verliert den Humor bei der Sache nicht, indes — das will der Dichter zeigen — er muß einsehen, daß er nicht der einzige, unwiderstehliche Held ist, der er zu sein glaubt. Sein Glanz verblaßt vor dem Lichte der Fremden.

Auch auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Unterhaltung erringen die Ankömmlinge den Preis. Horands Gesang entzückt den König so, daß er erklärt, er möchte auch so singen können. Die Damen wünschen, der Sänger möge am Hofe oft singen. Hagen antwortet: der Fremde werde wohl zu stolz sein, diese Bitte zu gewähren — er hat das Gefühl, Horand ist ihm überlegen. Schließlich setzen sich die Hegelingen in seinem Vertrauen fest. Er möchte ihnen den Aufenthalt recht angenehm machen, er kommt ganz unter ihren Einfluß. Arglos merkt er nichts

von ihrem Plan und läßt sich überlisten. Hier wird er beinahe komische Figur. Bei der Verfolgung erhält er von Wate einen Schlag, daß ihm dunkel vor den Augen wird, immer stärker setzt ihm der Gegner zu — das Alte muß dem Neuen weichen.

Schließlich versöhnt er sich mit dem Entführer seiner Tochter. Er sieht, die Hegelingen sind reich, mächtig und tapfer, er kann sich dem Eindruck ihrer Vorzüge nicht entziehen. Von Hetel zur Hochzeit geladen, erkennt er den Reichtum und die Macht des künftigen Schwiegersohns noch klarer. Voll Bewunderung für den Glanz der Hetelschen Hofhaltung, willigt er in die Heirat. Heimgekehrt berichtet er der Gattin, die Tochter hätte keinen besseren heiraten können als Hetel. Er ist ganz befriedigt.

Hilde, Hagens Gemahlin, entspricht ihrer Art nach dem Wesen ihres Mannes. Fromm und züchtig — sie schämt sich, Männerkleidung zu tragen —, liebevoll und sorglich zeigt sie sich im Leben auf der Insel, sie bleibt es auch als Hagens Gattin. Moderne höfische Züge treten an ihr nicht hervor; erklärlich, weil auch sie als Kind dem höfischen Leben entzogen wurde. Aber auch später lesen wir nichts davon. Sie ist ganz Königin alten Stils: nur Gattin und Hausfrau, ähnlich wie die ältere Ute, unähnlich der jüngeren. Auch sie schaut bewundernd zu der überlegenen Kultur der Hegelingen auf und ist schließlich froh, daß ihre Tochter Hetel zum Mann bekommen hat. —

Die drei Generationen des irischen Herrscherhauses gehören innerlich zusammen, sie scheiden sich deutlich von dem Kreis der Hegelingen mit Hetel und der jungen Hilde. Was will der Dichter sagen?

Er schildert zunächst, wie das neue ritterlich-gesellschaftliche Wesen langsam an diese irischen Königspaare herantritt, aber sie gar nicht oder nur oberflächlich berührt. Von Generation zu Generation verstärkt sich wohl sein Einfluß am Hofe, aber durchdringen kann es nicht. Das ist ein kulturgeschichtlicher Gedanke, der eine historische Entwicklung, etwa die Zeit von 950—1150, spiegelt. Denn das neue Wesen, insbesondere die Verfeinerung des

Lebens und der Gesittung, dringt in jener Zeit schon in Deutschland ein. Entscheidend wird jedoch erst die Zeit nach dem II. Kreuzzug. Die Kudrun stellt die Entwicklung im zeitlichen Nacheinander der Geschlechter dar.

Aber — das entnehmen wir weiter dem Gedicht — in dieser Zeit entfaltet sich von Generation zu Generation mehr das Gemütsleben, es vertieft sich das rein menschliche Gefühl: zart, fast weich ist Sigebants Verhältnis zu Mutter und Sohn. Über die Sippe hinausgehend, den hilfreichen Nächsten ergreifend, also erweitert und verstärkt, offenbart sich das Gefühlsleben bei Hagen und Hilde. In der Darstellung dieses Herrscherpaares gipfelt die Schilderung des irischen Königshauses. Echte, warme, christliche Religiosität und schönes, menschliches Gefühl bricht stark hervor. Auch dies ist Spiegelung jener zwei Jahrhunderte, in denen sich das Christentum erst wirklich verinnerlichte und das Gemütsleben der Deutschen ergriff. Noch im Waltharius, um 930, liegt alte germanische und neue christliche Denkart fast unvermittelt nebeneinander. Aber der „Rudlieb" (um 1030) zeigt schon die Verschmelzung im Gange.

Der Dichter führt Hagen und Hilde aus ihrer gewohnten Umgebung, ja aus der Menschheit heraus. In der Einöde bekommt ihre geistige Entwicklung Richtung und Farbe. Ein neuer Gedanke. Das soll heißen: es erweist sich, daß in diesen beiden Menschen angeborne edle Anlagen ruhen, die nun unbeeinflußt vom Leben in der Kultur hervorbrechen, in der Natur und an ihrer Hand wachsen und wertvoll werden: heldische Kraft und Geschicklichkeit, wahrhaft fromme Gesinnung und Menschlichkeit. Die Handlung strebt zu Kudrun, der Hauptgestalt der Dichtung, hin. Die Darstellung der irischen Königspaare ist nur eine Vorstufe. Sie vergleicht sich dem ersten und zweiten Buch des Parzival und der Geschichte von Riwalin und Blanscheflur im Tristan: die edlen Eigenschaften der Kinder sind vorgebildet und begründet in den Ahnen, sie sind ihnen von der Natur als Erbe der Vorfahren mitgegeben. Sie liegen im Blut, sind nicht anerzogen: wie könnten sie sonst in den Kindern,

fern von Kirche und Hof mächtig werden? Die alte Dichtung vergleicht sich hier der „Iphigenie". Dort zeigt Goethe, wie das edle Gefühl, das Heldenhafte Anlage des Tantalidengeschlechts ist und sich von Stufe zu Stufe reinigend in Agamemnons Tochter vorherrschend wird, unversehrt bewahrt in der Fremde und Einsamkeit.

Und noch eins: heldenmäßige Art, frommes und menschliches Gefühl läßt der Dichter in dem Herrschergeschlecht zuerst erwachsen, die moderne höfische Gesittung und Kultur tritt zurück. Dieser Bestandteil der Kultur drängt sich im zweiten Teile des Epos ganz in den Vordergrund, der den Kreis der Hegelingen schildert; das christliche Gefühl tritt da sehr, bei wichtigen Personen ganz zurück. Daher das Biedere, Derbe, manchmal Komische in der Figur Hagens und seines Hofes, daher das Harte und Starre der Hauptgestalten des anderen Teiles. Diese sind Menschen, die sich denen aus dem Kreise Gunthers im Nibelungenliede vergleichen, Menschen, denen Religion und Kirche nichts bedeuten, die darin nur eine Standessache und äußere Form sehen. Es spiegelt sich darin die Zeit nach 1150, die Zeit des Abschwellens der religiösen Bewegung. Aber nicht nur Hagen und die ältere Hilde, auch Hetel und die andere Hilde gehören zu den Ahnen Kudruns. Das heißt: beides gehört zusammen, das Ideal zu bilden, eins ohne das andere reicht nicht hin. Das Naturkind bedarf der Kultur, der kultivierte Mensch der Gesellschaft bedarf der alten Heldenmäßigkeit und des religiösen, menschlichen Gefühls, um vollendet zu sein. In der Gestalt Kudruns verschmilzt alles zur schönen Einheit, zu einem Wunschbild, wie es sich der Dichter dachte. In dem dritten Teil kommt das Minnewesen hinzu: der aufmerksame Leser begreift die Einheit der Komposition, die nur der Realismus des alten Epikers etwas verhüllt.

II. Die Hegelingen.

Verglichen mit dem irischen Hofe ist der Hetels moderner. Sein Reichtum, der Glanz einer höheren Kultur macht Eindruck. Die Vasallen des Königs sind

vornehme Herren, deren schöne Kleidung und feines Auftreten an dem einfacheren irischen Hofe Aufsehen und Bewunderung erregen. Aber freilich, die Höhe des höfischen Wesens erreicht auch Hetel noch lange nicht.

Seine Eltern sterben früh. Der Knabe, der Jüngling wird deshalb von Verwandten erzogen. Teils von denen in der Mark Stürmen: hier wird Wate genannt, der den jungen Mann zu heldenmäßiger Tüchtigkeit erzieht. Teils von denen in Dänemark, von Frute und Horand. Dänemark ist, wie einst Norwegen, das Land feiner gesellschaftlicher Gesittung und Bildung; an ihr hat also Hetel teil. Vielleicht lernt er dort auch die Sangeskunst, von der später Horand rühmend spricht. All das erinnert an König Rother.

Herangewachsen bewährt sich der junge König als Held, wie die andern berühmten Hegelingen auch: er ist grimme, kühn, ein tapferer Kämpfer, zwar einem Hagen an Stärke nicht gleich, doch hält er sich wacker gegen ihn. Während sieben Jahre führt er drei große Kriege, in denen er selbst viele Feinde erlegt. Auf der Burg eingeschlossen, bleibt er nicht darin, sondern tapfer geht er hinaus dem Feind entgegen, selbst mit geringer Zahl. Nirgends scheut er den Kampf. Wie einen echten Helden ergreift auch ihn die Leidenschaft des Kampfes: er schwört, nicht eher zu weichen, als bis er die vom Mohrenland gefangen genommen habe.

Von Äußerem ist Hetel stattlich und von vornehmem Anstand. Dazu freigebig, wie ein Fürst sein soll. Im Gegensatz zu Hagen ist seine Frömmigkeit rein äußerlicher Art. Er macht sich kein Gewissen daraus, Pilgern ihre Schiffe zu nehmen und einige davon zum Kriegsdienst zu pressen — eine Sünde, die sich später bitter rächt.

Weiches Gefühl fehlt nicht, aber es erinnert mehr an das Sigebants als an das Hagens: es bleibt in den Grenzen der Sippe. Über Herwigs Schmerz treten Hetel die Thränen in die Augen. Sorglich schickt er Boten nach der Heimat, um Frau und Tochter über den Lauf des Kampfes zu beruhigen: er ist eben ein guter Familienvater.

Hetel ist Ritter und wird nicht selten so genannt. Aber ebensowenig wie bei Hagen fällt bei ihm auf das Rittermäßige im kulturellen Sinne Gewicht: wir stehen auch bei Hetel erst am Anfang der Entwicklung des modernen Geistes. Es spiegelt sich die Zeit nach 1150.

Auch Hagen hat viele Vasallen. Aber es kommt dem Dichter nicht darauf an, den irischen König als idealen Lehnsherrn, seine Mannen als treue Lehnsleute darzustellen. Der Nachdruck ruht ganz auf der Person des Herrschers, seiner Stärke: die Umgebung tritt ihm gegenüber völlig zurück. Der staatspolitische Gedanke der Feudalität wird nicht betont. Hetel dagegen ist Mittelpunkt eines Kreises ausgezeichneter Vasallen, sein Reich ein entwickelter Lehnsstaat, in dem die Lehnsträger eine sehr starke Rolle spielen, so etwa wie im Rother. Hetel tritt vor seiner Umgebung etwas zurück, wie Gunther im Nibelungenliede. Damit hängt es zusammen, daß ihm der Dichter — anders als Hagen — nicht die Rolle des gewaltigsten Helden am Hofe zuerteilt. Alle Sorgfalt wird vielmehr darauf verwendet, Hetel als Lehnsherrn vorzuführen.

Er herrscht über Hegelingen. Ihm dienen sieben reiche Länder, die Verwandte als Lehen von ihm haben. Wate hat die Mark Stürmen, Frute Dänemark, Irolt herrscht in Nortland, wohl auch Friesland und Holtsäßen. Horand trägt in Dänemark die Krone, Morung hat Nifland und die Mark Waleis, auch Friesland und Holstein, das anderswo Irolt zugeschrieben wird. Das Gedicht bewegt sich bei solchen Angaben, auch bei Zahlen nicht selten in Widersprüchen. Dem Dichter kam es auf diese stofflichen Dinge nicht an. Heinrich von Kleist hierin verwandt, behandelt er das Äußerliche oft recht nachlässig.

Hetel ist von der Größe seiner Macht und der Würde seines Geschlechts sehr durchdrungen: auf Fürsten, die Lehen von andern tragen und deren Adel nicht alt und vollwertig ist, sieht er geringschätzig herab. Aber er ist kein roher Selbstherrscher. Er ist der ideale Lehnsherr. Er ist der Freund seiner Vasallen. Ein besonders freund-

schaftliches Verhältnis verbindet ihn mit seinem älteren Erzieher Wate. Ihn behandelt er besonders rücksichtsvoll, ihm gibt er nie einen Befehl. Zu der Werbungsfahrt nach Irland bringt er ihn sehr diplomatisch, weil er weiß, daß der Alte für dergleichen Abenteuer nichts übrig hat. Aber auch sonst verlangt er die Dienste seiner Mannen nicht herrisch und rücksichtslos: er möchte nicht, daß einer seiner Freunde bei der Werbung um Hilde stürbe. Als die Helden abfahren, wird er traurig im Hinblick auf die Gefahren, denen sie entgegengehen. In Furcht und Bangen bleibt er zurück. „Es lag in seiner Weise, daß er sich nicht um sie beruhigen konnte.“ Auch für die jüngeren Leute hat er ein warmes Herz: die Alten sollen ja die Jungen hüten und sie recht unterweisen. Seine Freude ist groß, als die Freunde zurückkommen. Als Hetel schließlich von Ludwig erschlagen wird, bemerkt das Lied: „Er starb seinen Freunden zuliebe einen ehrenvollen Tod.“

Einem solchen Herrn dienen natürlich die Mannen gern: der ideale Herr hat ideale Vasallen. Ihr Dienst verschafft ihm vor andern Fürsten Ehre. Wate ist ihm in Treue ergeben, Horand leistet alles, was er verlangt, Frute kämpft für ihn gegen den König von Portugal und nimmt ohne Widerspruch mit Horand die gefährliche Werbungsreise auf sich, zu Morung hat Hetel großes Vertrauen — kurz alle Mannen sind treu und gehorsam: selbst ein Wate wagt nicht zu widersprechen, als der König Frieden stiften will.

Es ist ganz die Art des König Rother, die wir bei Hetel finden. In der Tat hat auch das Gedicht zu dieser Erzählung aus der Zeit um 1160 literarisch die engsten Beziehungen.

Moderner Geist verrät sich in der Brautfahrt um Hilde. Diese unterscheidet sich sehr von der Sigebants und Hagens. Auch hier liegt dem Dichter daran, die Ehe des Hegelingenkönigs auf innere seelische Beziehung zu gründen, so wie bei Hagen. Aber diese Beziehung ist wesentlich anders, neuer Art. Hetels Eltern sind tot, er fühlt sich einsam; das Leben mit den Freunden genügt

ihm nicht mehr, er möchte heiraten. Es meldet sich das unbestimmte Sehnen des Jünglings nach der Geliebten. Der mächtige und vornehme König darf sich nur standesgemäß vermählen: wer kann seine Gemahlin werden? Morung lenkt die Aufmerksamkeit auf Hilde, Hagens Tochter. Sie ist ebenbürtig und die schönste aller Mädchen: hier, d. h. in der vierten Generation, taucht in der Dichtung zuerst dies romantische Motiv ausschlaggebend auf. Hetel weiß von ihr, er weiß auch, daß der Vater alle Freier töten läßt, darum hat er keine Lust zur Werbung, er möchte nicht, daß seine Freunde stürben. Aber Morung weist auf die Möglichkeit hin, Hilde zu gewinnen: Horand werde helfen können. Die Erzählung von Hildes Schönheit macht auf das Herz des Königs Eindruck, bald ist er bereit Morungs Rat zu folgen und seine Bedenken aufzugeben. Horand wird geholt, er kommt mit Frute — die beiden aus Dänemark, dem Lande feiner höfischer, moderner Kultur. Noch ehe ihnen der König gesagt hat, was er will, reden sie, erfüllt von dem Geiste einer jüngeren Zeit, von der Liebe zu edeln Damen, dem großen Thema der Zeit, und erregen dadurch das Herz des Jünglings noch mehr: dieser ist jetzt bereits entschlossen, Hilde seinen „Dienst“ anzubieten und eine Liebesbotschaft zu senden. Wir denken an Etzel; Hetel wählt also eine höfische Form der Werbung, anders als Hagen, anders als Sigebant. Horand bestätigt, was Morung gesagt, Hilde sei wirklich die schönste aller Königstöchter und eines Königs würdig. Das Verlangen des jungen Helden wächst, zugleich die Sorge, ob er der Schönen auch würdig sei: der selbstbewußte König verwandelt sich in einen ängstlichen Liebhaber und Freier neueren Stils. Nun erzählt Horand genau, welche Schwierigkeiten einer Werbung entgegenstehen, aber all das entflammt jetzt nur noch die Liebe Hetels: „Ich kann nicht mehr von ihr lassen; wenn Hagen einen tötet, wird er es selbst mit dem Leben büßen.“ Seine Einbildungskraft hat sich bereits des Bildes der schönen Hilde bemächtigt und hält ihn im Banne. Sein Sinn richtet sich mit Macht auf die irische Königstochter

Sofort schickt er nach Wate und treibt die Freunde zur Eile an. Er rüstet die Flotte kostbar aus, denn sein Herz strebt danach, eine vornehme Frau zu gewinnen. Immer stärker wird seine Sehnsucht. Aber er bleibt zu Hause: die Werbung müssen nach der Sitte die Verwandten übernehmen. Als dann Hilde ins Land kommt, ist er froh; er kann kaum warten, bis er sie sieht.

Die Sehnsucht nach der künftigen Geliebten, das Spiel der Einbildungskraft, die zunehmende Unruhe des Herzens, all das ist romantisch. Eben darin kündigt sich die neue Zeit an, der die Liebe das vornehmste Problem wurde. Aber etwas altertümliches hat auch diese Werbung: Werbung um eine unbekannte Frau durch Boten. Der Dichter will eine Übergangszeit schildern. Vieles erinnert an Rother und an Etzel.

Wie die ältere Hilde zu Hagen, so paßt die jüngere zu Hetel, auch sie ein Kind modernerer Zeit. Vom Vater Hagen zärtlich geliebt, wächst sie zu einer wunderbar schönen Jungfrau heran. Ihre Haltung ist vornehm und ohne Tadel. Für modische Kleidung hat sie Sinn: ihr schöner Hut wird besonders erwähnt. Sie ist wert, eine Krone zu tragen.

Der Ruf ihrer Schönheit und ihrer Vorzüge dringt weit umher, edle Junker trachten danach sie zu besitzen. Aber Hagen gönnt sie keinem; wer um Hilde wirbt, muß sterben. Er hält sie in strenger Obhut. Aber Tochter und Vater stehen in zärtlichstem Verhältnis: Hilde weint und sorgt sich, als der Vater mit Wate kämpfen muß, nach der Entführung fürchtet sie, der Vater wolle nichts mehr von ihr wissen, und sie bedarf doch seiner Liebe.

Hilde wächst in den einfacheren Verhältnissen des irischen Hofes auf. Darum erstaunt sie später über den Reichtum der fremden Hegelingen und deren kostbare Geschenke für den König, sie bewundert die verschwenderische Freigebigkeit, mit der sie ihre Ware so billig, fast umsonst hingeben. Nun muß sie hören, daß diese Männer von einem König Hetel geächtet und vertrieben sind, daß sie diesen fürchten. Wie reich, wie mächtig, wie gewaltig muß dieser Hegelingenfürst selbst

sein: er fängt an ihre Einbildungskraft zu beschäftigen. Wie bei Hetel, so legt auch bei Hilde der Dichter Wert darauf, ein inneres Verhältnis zum künftigen Gatten anzubahnen. Die Königstochter möchte nun die Ankömmlinge selbst sehen und bittet den Vater sie an den Hof zu laden. Kostbar und modisch gekleidet erscheinen sie und werden ins Frauengemach geleitet. Man ist dort aufs höchste gespannt, am meisten die Königstochter selbst. Wate, von dessen Kraft sie Wunderbares gehört hat, nimmt ihr Interesse zunächst in Anspruch — der starke Held, nicht der Hofmann. Der Geist des Vaters lebt auch in ihr. Sie ist anfangs etwas verlegen, sie weiß nicht recht, wie sie sich den Gästen gegenüber benehmen soll; gewandte, geistreiche Unterhaltung versteht man am irischen Hofe noch nicht recht, aber bald kommt ein leichtes, scherzhaftes Gespräch in Gang.

Später hört sie Horand, den feinen Hofmann, singen. Der Gesang bezaubert sie, dergleichen gibt es am Hofe des Vaters nicht. Der Sänger singt mit Fleiß immer schöner, ihr Herz öffnet sich immer weiter dem süßen Gesang. Da kann sie nicht anders, der Sänger muß in ihr Gemach kommen, ihr vorzusingen. Seine orientalische Weise von Amilê nimmt sie ganz hin, sie versichert Horand ihre Geneigtheit. Der, den günstigen Augenblick benutzend, bittet für seinen Herrn um ihren Gürtel, das Zeichen der Liebe, und sie reicht ihn hin: der Gesang, die Kunst hat sie bezwungen, und der Künstler ist ein König — wir erkennen die Gedanken des Dichters. Aber freilich, Hilde ist nicht ganz Gefühl. Ehe sie einwilligt, fragt sie, ob Hetel ein unabhängiger Fürst sei. Vollkommen ebenbürtig muß der künftige Gatte sein. Ganz wie Konstantins Tochter: Standesehre geht vor Neigung. Das Motiv wird hier stark betont, die nächste Generation wird anders denken. Daß Hetel noch schöner singe als sein Vasall, hört sie gern: das Bild des Königs erstrahlt immer heller vor ihrem inneren Auge. Aber sie läßt sich nicht vom Herzen hinreißen: klug und zielbewußt bespricht sie mit Horand die Einzelheiten der Entführung, und diese glückt.

Die Einbildungskraft hat Hilden mit fortgerissen: die Kraft, der Reichtum, der Glanz der Helden, Horands Kunst ließen sie auf die Person des Königs selbst schließen. Ihre Liebe, ihre Entführung wird romantisch: es ist die Romantik der Frühzeit des Minnesangs, wie sie in den Liedern Kürenbergs lebt. Aber sie verbindet sich mit starkem Standesbewußtsein und kluger Überlegung: noch überflutet die Liebesleidenschaft den Damm der Standesüberlieferung und Sitte nicht.

Die Tochter versöhnt sich schnell mit dem nacheilenden Vater, die Vermählung mit Hetel wird glänzend gefeiert.

Für das Hegelingische Königspaar ist nun die Zeit der Romantik vorbei. Ihr Leben wendet sich mehr der älteren Art zu. Hetel führt wohl eine glänzende Hofhaltung, aber man hört nichts davon, daß er sich mit ritterlichen Spielen die Zeit vertreibe, man hört nichts von Minne und Minnedienst. Aber er führt siegreiche Kriege, befriedet sein Reich, erzielt Ruhm durch seine Taten und empfängt die Dienste seiner Vasallen, wie es sich gebührt. Hilde teilt seinen Thron und setzt dem heldischen Leben am Hofe die Krone auf, eingedenk der Mahnung des Vaters, so zu regieren, daß sie niemand hasse. In Abwesenheit des Gatten führt sie die Regierung und erfüllt die Pflichten des Herrschers mit höfischem Anstand und mit Beachtung der völkerrechtlichen Formen. Die Vasallen haben vor ihr Achtung. Das Politische verdrängt im Leben des Paares jetzt das Romantische. Es ist ein Leben älteren Stils, das sie führen; selbst der Hof Rothers ist schon moderner. Am ehesten ist Etzels Hofhaltung zu vergleichen.

Aber die Zeit ist inzwischen fortgeschritten. An andern Höfen weiß man von Minne und übt Minnedienst. Wie Hagen, so erleben nun auch Hetel und Hilde den Zusammenstoß mit einem jüngeren Geschlecht, das sein Recht, das Recht der neuen Zeit behauptet.

Das Hegelingische Königspaar lebt in glücklichster Ehe. Hilde schenkt dem Gatten zwei Kinder, Ortwin und Kudrun. Es widerholt sich, was Hagen mit Hilde tat: Hetel will Kudrun keinem Freier geben, keiner ist

ihm mächtig und vornehm genug. Alle Werber nehmen Schaden, vielleicht — das Gedicht spricht sich hier wohl absichtlich nicht deutlich aus — vielleicht werden sie sogar getötet. Hilde denkt dabei genau wie der Gatte. Helden werben in der neuen Form des Frauendienstes um Kudrun: Siegfried von Morland, Herwig von Seeland veranstalten vor der Burg des Königs glänzende Ritterspiele und zeichnen sich darin aus. Aber das moderne Wesen macht auf die Eltern der Umworbenen nicht den mindesten Eindruck, sie stehen ihm fremd und verständnislos gegenüber. Siegfried wird abgewiesen, Herwigs Boten hochmütig abgefertigt, weil ihr Herr nicht vornehmen Geschlechtes (lîhtes künnes) sei, weil er nicht auf eine Reihe mächtiger und berühmter Ahnen zurückblicken könne. Nicht besser ergeht es Hartmut von der Normandie, weil sein Vater Ludwig Lehnsträger Hagens sei. Einem abhängigen Fürsten gibt ein Hetel seine Tochter nicht. Das Standesmäßige greift stark in die Entwicklung ein, wie beim Verhältnis von Prünhild zu Siegfried.

Aber Hetel hilft sein Widerstand gegen die Vertreter einer neuen Zeit nichts. Herwig erzürnt gibt es auf, in ritterlichem Spiel um Kudrun zu werben. Er greift zur alten Weise zurück, rückt schnell entschlossen mit Heeresmacht vor die Burg und bedrängt den König. Das macht Eindruck. Als Hetel Herwigs Kühnheit und persönliche Tüchtigkeit erkennt, sagt er bedauernd: „Die mir diesen Helden als Freund nicht gönnten, wußten nicht, wer er war. Er versteht Wunden zu schlagen.“ Und Hilde stimmt bei: „Ich muß sein Verhalten loben. Es scheint mir ganz berechtigt, wenn ein Ritter in Güte oder auch im Kampf etwas Rühmliches tut. Er wird sichtlich Glück haben. Herwig ist ein wackerer Mann.“ Sie rät zur Versöhnung und ist später, als sie des Helden Kraft noch besser erkannt hat, mit dem Gemahl einverstanden, daß er um Kudrun wirbt und mit ihr vermählt wird. Von dem Mangel seines Adels ist nicht mehr die Rede: der Kühne erwirbt die Braut, persönliche Tüchtigkeit steht über den Ansprüchen der Geburt. Ein

neuer Gedanke im Epos, der Gedanke einer neuen Zeit, wo neue Fürstengeschlechter hochkommen, eine Vorahnung der Renaissance. Freilich: auch Herwig ist niemands Vasall, diese Forderung bleibt bestehen.

Der Normanne gibt sich nicht zufrieden. Er entführt Kudrun. Im Kampfe fällt Hetel auf dem Wülpensande durch Ludwig. Hilde wird Witwe und übernimmt die Regierung.

Zuerst ist sie untröstlich, weint und klagt. Aber bald faßt sie sich; sie ist eben die Tochter des starken Hagen. War nach der Heirat die moderne Romantik für sie abgetan, so treten nun grade bei ihr die altheldischen, starken Züge ihres Wesens, das Erbteil des Vaters, scharf hervor. Sie wird in dieser Hinsicht Kriemhild ähnlich, sie sinnt unablässig auf Rache. „Ach! wenn ich das erleben könnte! Alles, was ich habe, würde ich dafür hingeben, daß ich gerächt würde und meine Tochter wiederbekäme.“ Freilich muß sie sich gedulden bis ein neues Geschlecht herangewachsen ist, aber der Rachegedanke sitzt fest in ihrer Seele und bleibt ihr einziger Trost. Sie will lieber sterben als Kudrun in Hartmuts Armen sehen. Unermüdlich bereitet sie den Rachezug vor. Als es Zeit ist, versammelt sie das Heer ihrer Vasallen und rüstet es aufs beste aus.

Die Rache gelingt, die Tochter kehrt zurück. Aber es ziehen keineswegs mildere Gefühle in Hildes Seele ein: Hagens Tochter hat wohl dessen innere Kraft und Heldensinn, aber nicht sein frommes Herz und seine Menschlichkeit. Hartmut und Ortrun haben ihr Leid zugefügt: gefangen sollen sie es büßen. Mit Freude hört sie, daß Ludwig, der Mörder ihres Gatten, erschlagen liegt. Sie bleibt hart und unversöhnlich, durchaus Vertreterin einer älteren Denkart. Wohl ist sie Christin; sie führt den Namen Gottes und Christi im Munde. Pilgern darf man nichts nehmen, wer das tut, versündigt sich. Auf dem Wülpensand läßt sie ein Kloster bauen. Aber das ist nur äußerliche Frömmigkeit wie bei Kriemhild. Im Grunde ist Hilde noch eine altgermanische, unchristliche Natur: das Gebot der

Feindesliebe gibt es für sie nicht. Wie anders denkt da Kudrun!

Aber auch auf diesem Gebiete muß Hilde der neuen Zeit weichen, denn Ortrun wird ihr zugeführt, sie soll sie küssen, weil diese Kudrun in der Verbannung freundlich beigestanden hat. Sie weigert sich, man soll die Gefangene lieber töten, denn Ortruns Verwandte haben ihr Leid getan. Aber dem Weinen und Flehen der Tochter gibt sie endlich nach. Nicht aus innerer Überzeugung, nur weil sie Kudruns Tränen nicht sehen kann. Die andern Damen aus der Normandie grüßt sie schließlich auch, aber wieder nur um Kudruns willen. Nun bitten Kudrun und Ortrun um Gnade für den Hauptverbrecher Hartmut; die Mutter möge aus Christenpflicht ihren Haß gegen ihn aufgeben. Aber Hilde weigert sich aufs heftigste: Hartmut soll in den Kerker. Mit 60 Mädchen fallen ihr die beiden zu Füßen, alles weint und fleht. Da wird sie weich und läßt Hartmut auf sein Wort frei. Wieder sind es wesentlich die Tränen der Tochter, die den Entschluß bewirken, umgestimmt wird sie nicht. Kudrun will ihren Bruder mit Ortrun vermählen. Hilde widerspricht, sie kann nicht vergessen. Aber auch hier muß sie nachgeben. Das Sippengefühl hat sich bei ihr noch nicht zur Menschlichkeit erweitert, ihr Christentum ist noch nicht innerlich geworden. Aber dem Drängen einer neuen Zeit kann die Vertreterin der älteren nicht dauernd widerstehen. —

Das Königspaar wird von ausgezeichneten Vasallen umgeben. Ihre dichterisch fein gezeichneten Gestalten vermitteln den Übergang nach rückwärts zum Älteren, nach vorwärts zum Modernen. Wate und Frute sind durchaus Männer der älteren Generation, der auch Hagen angehört, Irolt steht in der Mitte, Horand und Morung sind die modernen, die bereits zur nächsten Generation hinüberführen. Der kulturgeschichtliche Gedanke, den die Reihe der irischen Könige offenbarte, setzt sich unverkennbar fort. Und noch eins. Der Dichter schildert im zweiten Teil seines Werkes einen Lehnsstaat. Als Oberhaupt einen idealen Lehnsherrn, der seinen Vasallen

mit Huld gegenübersteht, um ihn ein Kreis idealer Lehnsträger, Verwandter, die in unerschütterlicher Treue und Gehorsam dienen. Hulde und Treue, darauf ruht das Ganze, Begriffe, die auch die Gedankenwelt des König Rother bestimmten, Tugenden, die den Einzelnen binden, und willkürlichem Individualismus widerstreiten. Man begreift, daß für Kudrun, die in dieser Welt aufwächst, diese Tugenden große Bedeutung gewinnen, daß sie diese in ihr Wesen mit aufnimmt. Hagens — auch seiner Gattin — im Grunde frommer, menschlicher Sinn und Heldenkraft, Hildes zähe Ausdauer und Unbeugsamkeit, das Selbstbewußtsein Hetels und der pflichtbewußte Geist seines Hofes — sie bilden die Voraussetzungen für das Verhalten der Hauptgestalt des Epos, auf die der Dichter von vorn herein hinzielt. In reinerer, schöner Form, abgeklärt und ausgeglichen wird alles bei Kudrun wiederkehren.

Man schaue die einzelnen Personen dieses Hegelingischen Kreises an.

Wate, der Oheim Hetels, wohnt in der Mark Stürmen. Sein Alter, die grauen Haare kennzeichnen ihn schon als Mann der älteren Generation; er tritt Hagen an die Seite. Er hat die Kraft von 26 Männern. Keiner der Hegelingen kommt ihm an Stärke gleich. Ein breiter Bart erhöht den gewaltigen Eindruck des Recken.

Seine Kraft entspricht der Kühnheit, man findet ihn immer da, wo die Tapfersten kämpfen. Seine heldische Anlage hat er sorgfältig ausgebildet; er ist Meister der Fechtkunst, nicht nur der des eigenen Landes, sondern auch der anderer Völker, z. B. der irischen, die besonders berühmt ist. Darin übertrifft er sogar beinah Hagen. Zu seinen heldischen Fähigkeiten gehört die Heilkunst; er verdankt sie einem wilden Weibe, ein Zug, der an die primitiven Zeiten gemahnt, aus denen Wates ganze Gestalt herausgewachsen ist. Wate beherrscht auch die Kriegskunst: er weiß Burgen einzunehmen; er verleidet seinen Gegnern den Kampf, wer ihm nahekommt, bedrängt ihn nicht zum zweiten mal.

Wie bei Hagen so hat man auch bei Wate den Eindruck einer ungebändigten oder kaum zu bändigenden

Naturkraft. Für gewöhnlich ist der Alte wohl ruhig, aber senfte heißt er nur einmal. Meist sehen wir ihn anders. Im Gefecht entbrennt seine furchtbare Kampfesleidenschaft und steigert sich zum Toben. Gereizt, wie etwa durch den Tod seines Herrn, beginnt er zu brummen wie ein Bär. Im Streit um die Burg Ludwigs steigert sich sein Kampfeszorn zur Wildheit: seine Zähne knirschen, seine Augen funkeln, so daß alle angstvoll vor ihm zittern. Mit Blut bespritzt tritt er daher, sein Gewand ist naß von Blut, wie ein Rasender geht er sogar auf Kudrun los.

Für Wate ist der Kampf eine Freude: ist er doch nur die Betätigung seiner Eigenart. Als ihm Hetel Boten sendet, denkt er gleich, er solle zu einer kriegerischen Unternehmung gerufen werden: Kampf ist immer sein erster Gedanke. Kämpfer sieht er gern, Pilger weniger. Die Kaufmannslist Frutes ergänzt er durch den Vorschlag, zum Streite zu rüsten. Mit Hagen verbeißt er sich in den Kampf, so daß er nicht weggebracht werden kann; daß Hetel wünscht, er solle ablassen, verdrießt ihn. Der Dichter kennzeichnet ihn fein mit den Worten: „Bei der Abholung von Herwigs Schwester war es ein Wunder, daß Wate die Reise nicht zu irgend einem Kampfe benutzte.“ Mit lautem Schall reitet er aus der Schlacht nach Hause wie vom Feste, froh wieder einmal gekämpft zu haben.

Es ist verständlich, wenn die Dichtung diesen Recken mit den Beiwörtern grimme, grimme gemuot ehrt. Er sieht nicht aus, als ob er je lachen könnte, man fürchtet ihn wie einen wilden Löwen.

Aber trotz aller Freude am Kampf lehnt der Alte, wie ein echter Held älteren Stils, Kämpfe ab, die auf Unmögliches zielen oder einen romantischen Anstrich haben. Für eine abenteuerliche Fahrt, die sicher in den Tod führt, hat er kein Verständnis, ebensowenig, wie der Hagen des Nibelungenliedes. Er zürnt, als er hört, Hetel wolle um Hagens Tochter werben; er wird ungehalten, als er hört, Horand habe ihn für die Fahrt vorgeschlagen. Ihm scheint es Leichtsinn, wenn Herwig unmittelbar vor

dem Angriff auf die normannische Burg auf Kundschaft dorthin gehen will. Das bringt ohne Nutzen in Lebensgefahr. Er ist auch nicht dafür, dem Rachegefühl ohne genügende Vorbereitung des Zuges nachzugeben: das wäre Torheit.

Wie er stets Kämpfe nur billigt, wenn sie einen vernünftigen Zweck haben, läßt er auch nicht eher ab, als bis der Zweck des Kampfes völlig erreicht ist. Von christlich-humaner, ritterlich-vornehmer Kriegführung will er nichts wissen: dergleichen ist überspannt. Er geht nur darauf aus, vollen Sieg zu erfechten; Leben oder Tod der Feinde ist ihm dabei gleichgültig. In der eroberten Burg Hartmuts läßt er Männer, Frauen und selbst die kleinen Kinder töten. Da ruft ihm Irolt zu, er solle die unschuldigen Kinder verschonen. Aber der Grimmige antwortet: „Du denkst wie ein Kind. Wenn die Kinder in der Wiege einst groß sind, dann werden sie sich rächen, und man darf ihnen nicht mehr trauen“. Er mordet so viele, daß es der gefühlvollen Kudrun zu viel wird. Nach Eroberung der Burg will er alle Türme und den großen Saal verbrennen, nur Frute hindert es. Dann zieht er im Lande herum, überall sengend und brennend, um Hartmuts Macht möglichst zu brechen. Dieser will Leben und Besitz dafür zum Pfande setzen, wenn er ihn freilassen und ihm sein Reich wiedergeben wolle. Wate denkt nicht daran. Er würde den Gegner lieber töten, statt ihn mitzunehmen, wie Ortwin tut. Gegenüber der Notwendigkeit des Krieges gibt es für ihn keine Menschlichkeit. Es versteht sich für ihn von selbst, daß eine eroberte Burg geplündert wird. Kudrun befolgt am Ende des Gedichts eine ganz andere Politik. Der Dichter billigt sie: darin liegt eine Kritik am Verhalten Wates.

Daß dieser kampflustige Held nicht gern wie Frute im Kramladen stehen will, begreift sich. Aber er ist, wie jeder Deutsche Recke, zur List geneigt. Er unterstützt Frutes Plan, er rät, man solle sich in Irland als Verbannte ausgeben. Listig erzählt er später, Hetel habe geschickt und wolle sich wieder mit ihnen versöhnen.

Er fädelt auch die Entführung ein und entführt Hilde wirklich.

Wate liebt weiche Gefühle nicht. Er ist nicht entgegenkommend; er ist kurz angebunden, auch gegen Fürsten nicht eben höflich — hierin dem ritterlich höfischen Typus entgegen gesetzt. Verwundet verbindet er sich selbst. Hildes Bitte, auch Hagen zu verbinden, lehnt er ab: erst soll dieser sich mit Hetel versöhnen. Die Fürsten weinen, als sie hören, Kudrun sei entführt. Wate sagt, man solle sich den Mohren gegenüber nichts merken lassen und lieber an Rache denken. Bei der Rückkehr vom Wülpensand fragt jeder sorgenvoll nach seinen Verwandten; der Recke antwortet grimmig und kurz: „Ich kann euch nicht betrügen; sie sind alle erschlagen." Hilde klagt über den Tod ihres Gemahls, Wate sagt rauh: „Laßt das Klagen, dadurch kommt der Tote nicht zurück. Wir werden lieber an Rache denken." Die Hegelingen weinen über die Nachricht daß Kudrun und Hildburg am Strande waschen müssen; Wate schilt zornig: „Ihr benehmt euch wie die alten Weiber. Es ist unpassend zu weinen. Macht lieber die weißen Kleider blutrot."

Ein Mann wie Wate fühlt sich natürlich unter Helden am wohlsten. Nicht ohne Absicht zeigt nun der Dichter bei Hetels Botschaft den Alten im Kreise seiner Mannen. Hier enthüllen sich freundlichere Züge seines Wesens: Freigebigkeit gegen seine Leute, auch gegen die Fahrenden. Aber trotz alledem ist er ein gestrenger Herr seiner Untergebenen. Wates Verhältnis zu den Frauen kann seinem Charakter nach nicht sonderlich zart sein. Er ist verheiratet und hat Kinder; aber es sieht nicht danach aus, als ob der Held gegen sie sehr zärtlich sein könnte. Bei schönen Damen weilt er nicht gern. Lieber will er mit tapfern Helden fechten, als sich mit Frauen unterhalten. Von galantem Wesen und Frauendienst ist er erst recht weit entfernt. Herwig bittet ihn, um lieblicher Jungfrauen willen von Hartmut abzulassen: Wate erbost sich über solch törichte Zumutung: „Geht weg, Herwig! Ich wäre töricht, wenn ich den Damen folgte, ich würde nur mein eigener Schade und

Feind sein. Ich denke nicht daran; Hartmut muß seinen Frevel büßen." Und als nun Herwig zwischen ihn und Hartmut treten will, schlägt er ihn zu Boden. Erst recht nicht will er um einer Frau willen sterben; die Damen sind ihm höchst gleichgültig. Er ist ein Ritter alten Stils. Die starke Hervorhebung des Frauendienstes im Verhältnis von Herwig und Kudrun zeigt, daß sich der Dichter für seine Person auf den modernen Standpunkt stellt. Wates Art ist ihm bereits historisch geworden.

Auch die Frömmigkeit des Helden ist etwas derb und äußerlich. Fromm sagt er wohl, „Gott möge mich bewahren" und billigt Ortwins Rat, die Hinterlassenschaft der Gefallenen auf dem Wülpensande zu verkaufen, um dafür den Toten Seelenmessen lesen zu lassen. Aber dabei schreckt er vor Gewalt gegen Pilger nicht zurück: um Kudrun wieder zu gewinnen empfiehlt er eine sündhafte Handlung. Der Dichter billigt Wates Verhalten nicht; es ist der Grund, daß das Unglück hereinbricht und viele Leute sterben müssen.

Wate tritt vornehm und stolz auf. Er schaut auf andere herab, bleibt auch Fürsten gegenüber selbstbewußt. Verächtlicht lächelt er, als Hagen seine irische Fechtkunst lobt, stolz lehnt er ein Geschenk des Königs ab: „Ich bin zu vornehm und zu mächtig dazu, Gold zu nehmen."

Einige humoristische Züge mildern die Härte dieser Gestalt. Ironisch sagt er zu Hagen: „Wenn mir einer die irische Fechtkunst beibringen wollte, würde ich lange hier bleiben, um sie zu lernen." Scheinbar ängstlich bittet er, Hagen möge ihm versprechen, ihn beim Kampfe nicht zu verwunden.

So steht Wate in einer älteren Generation neben Hagen, aber doch noch mehr als dieser ein Held alten Stiles. Darum heißt er im Gedicht auch recke und helt. Indes das Ritterliche neuerer Zeit fehlt nicht ganz. Wate heißt auch der snelle ritter balt, ritter guot. Als solcher versteht er die ritterliche Waffenübung, bei Festen reitet er im Buhurt vor den Sitzen der Gäste. Auch er legt Wert auf schöne Kleidung: bei Hagen geht er einher wie ein Held, der eben das

Schwert empfangen hat. Seine Friur wird besonders erwähnt. Ein andermal kommt er in einem kostbaren Gewand an den Hof: es ist mit einem Netz überfangen, was aus Goldfäden besteht; Edelsteine sitzen darin, an jedem Knoten einer. Aber in dem Bilde dieser Persönlichkeit tritt das ritterlich Moderne dem Alt-Heldischen gegenüber ebenso weit zurück wie bei Hagen. Wir stehen kulturell hier erst ganz am Anfang der höfischen Ritterzeit.

Aber der rauhe Held ist der treuste Vasall seines Königs. Hetel weiß, daß er gern überall hinreitet, wohin er ihn sendet. Pünktlich erscheint er am Hof, seine Hoffahrten leistet er regelmäßig dreimal im Jahre. Gehorsam geht er auf die Werbung nach Irland, obwohl er keine Lust dazu hat. Er erfüllt eben jeden Auftrag seines Herrn, es sei denn daß der Tod ihn hindere. Auch der Königin ist er zu Diensten bereit bis zum letzten Tag. Jede Beleidigung der Herrin und der königlichen Familie, jede Schädigung derselben verletzt ihn tief. Als Hetel gefallen ist, möchte er ihn rächen. Er fühlt den Tod seines Herrn wie eine persönliche Schuld und reitet darum, er der gewaltige Held, voller Furcht zur Königin heim. Erbarmungslos wütet er gegen Gerlind und ihr Geschlecht, weil diese Kudrun mißhandelt hat. Die treulose Hergard hat ihre Herrin verraten, Wate tötet sie ohne Gnade. Er verlangt, daß Hartmut und Ortrun vor ihrer Begnadigung erst demütig einen Fußfall vor Hilde tun, um doch wenigstens eine gewisse Buße zu leisten für das, was sie der Familie getan haben.

Der treue Vasall ist am Hofe der Mann, der alles weiß, der in allen Dingen Erfahrung hat, dessen Rat man folgt. Darin steht er dem alten Hildebrand und dem Hagen des Nibelungenliedes gleich. Darum erscheint er als Führer bei wichtigen Unternehmungen, als Schutz der Hegelingen. Auf ihn greift man in schwierigen Lagen zurück. Auf ihn vertraut man in allen Nöten. Er lehrt als trefflicher Waffenmeister die Jungen: er hat auch seinen königlichen Neffen sorgfältig zum Helden erzogen; ebenso später dessen Sohn Ortwin

Aus dem persönlichen Verhältnis zu Hetel hat sich eine Freundschaft zwischen beiden entwickelt: der König nennt ihn „Lieber Freund“ und behandelt ihn stets als Respektsperson.

Mit Wate gehört Frute zusammen, auch er im ganzen genommen noch Mann der älteren Generation.

Er ist ebenfalls mit Hetel verwandt, sein Oheim. Schon bejahrt — altgrîse — ist er doch ein starker Held, von reicher Erfahrung, kühn, neben Wate der kühnste der Hegelingen. Tapfer und kampfeseifrig, wenn ihm auch die elementare Leidenschaft des andern fehlt, zählt er mit dem Alten zu den besten Männern des Königs, auch er eine Stütze des Reiches. Ein besonnener Held alten Stils überlegt er vernünftig, ob man kämpfen soll: unüberlegten Kampfeseifer mißbilligt er. Er will nichts davon wissen, den Rachezug gleich nach Hetels Tod zu unternehmen; es hat keinen Zweck, erst müssen wieder Männer heranwachsen. Kampfeszorn reißt ihn niemals hin, wie den Genossen: besonnen verhindert er, daß die Burg Matelane verbrannt werde; Kudrun brauche doch einen Ort zum Aufenthalt, während ihre Freunde im Lande der Normannen noch kämpften. Aber weichmütig ist Frute nicht. Er kann den harten Rat geben, 4000 Tote ohne weiteres ins Meer zu werfen, um der Leichen schnell ledig zu werden. Selbstbewußt und stolz wie Wate, nimmt er von Hagen keine Geschenke an.

Als Deutscher Held liebt er List. Dieser Zug tritt bei ihm viel häufiger hervor als bei Wate, der mehr fürs Dreinschlagen ist. Er ist es, der rät, den irischen Herrscher als Kaufleute zu täuschen: Horand soll in den Kramladen treten, er selbst stellt sich bei Hofe als Meister der Kaufleute vor und täuscht den Stadtrichter Hagens durch geschickte Rede. Er spielt auch weiterhin ohne Widerrede und mit Geschick seine Rolle in dem listigen Anschlag: er beschenkt die Armen freigebig, um Aufsehen zu erregen, klüglich tadelt er Horands Gesang dem Hetels gegenüber, um die Einbildungskraft der Leute am irischen Hofe auf den Hegelingischen König zu spannen. Vorsichtig

läßt er zum Schluß Speise und Wein aus den Schiffen tragen, damit sie schnell fahren können.

Aber Frute ist moderner als Wate. Er hat Sinn für das Abenteuerliche. Er geht darum sogleich auf Hetels Wunsch ein, die Gefahr der Werbung um die schöne Hilde zu wagen. Auch ist er etwas menschlicher gezeichnet als der Held von Stürmen. Man soll, so rät er, die Verwundeten einschiffen, Toten die letzte Ehre erweisen, nicht gleich hinter den Normannen herfahren. Am Schlusse tritt er für die allgemeine Versöhnung ein: Ortwin soll Ortrun heiraten; freilich wird von ihm zugleich der politische Vorteil dieser Vermählung hervorgehoben. Von sich aus schlägt er vor, Hartmut möge die Hildburg nehmen und billigt Kudruns Vorschlag, Siegfried Herwigs Schwester zu geben. Frute ist Ritter. Er reitet vor den Gästen im Buhurt; überall wo man Recken, braucht, wird er als ritterlich erfunden, ritterlich kämpft er gegen die Mohrenkönige. Auch das Gesellschaftliche fehlt nicht: er redet zusammen mit Horand von edler Damen Minne. Aber dieser Zug findet sich bei ihm nur einmal.

Dieser ausgezeichnete Held ist Vasall Hetels. Er herrscht in Dänemark, doch ist seine Stellung dort nicht klar: auch Horand regiert dort und trägt die Krone. Frute gehört zu den bedeutendsten Vasallen des Königs: er versieht das Hofamt des Kämmerers, nur einmal in Vertretung Horands das des Schenken. Bei wichtigen Angelegenheiten wird er immer gehört, immer ist er zu Dienst bereit mit Rat und Tat. So hat er bei Hofe eine angesehene Stellung. Aber auch im Kampf ist er ein verlässiger Diener seines Herrn. Mit denen von Portugal hat er einen harten Kampf bestanden, im letzten Kampf trägt er Hildes Fahne. —

In Frutes Bilde überwiegen die älteren Züge. Von Wate her gesehen macht er den Übergang zu Irolt.

Auch dieser gehört zur Königsfamilie: er ist Neffe Wates, damit Vetter Hetels. Seinem Alter nach gehört er zu einem jüngeren Geschlecht als die eben geschilderten Oheime des Herrschers, aber er steht diesen beiden

innerlich noch recht nahe: man kann ihnen einen abgeschwächten Vertreter dieser Gruppe nennen.

Er entspricht dem allgemeinen Heldenideal, doch wendet der Dichter nur wenige Striche an die Zeichnung seines Bildes, er arbeitet es nicht so deutlich heraus. Stark, kühn, wacker ein tapferer Mann (helt ze sînen handen) nimmt Irolt an allen Kämpfen regen Anteil. Freigebig wie ein Fürst ist er, ein weitberühmter Degen und Recke. Man bemerkt an ihm eine gewisse Rauheit des Gefühls: er verlangt, man solle die toten Feinde nicht begraben, sondern den wilden Tieren vorwerfen.

Aber es finden sich auch weichere und moderne Züge. Mitleidig fordert er, Wate solle die schuldlosen Kinder schonen. Er ist Ritter: beim Fest reitet er eine Tjost vor den Damen, er ist gewöhnt, sich in der Gesellschaft mit Anstand zu bewegen.

Als Vasall Hetels, treu und diensteifrig hat er Nordland, dazu, wie es scheint, Friesland und Holstein. —

Ganz entschieden rechnet der junge Horand zur jüngeren Generation. Als Neffe Wates und Frutes ist er Vetter des Königs. Anderswo heißt er freilich Hetels Schwesterkind, eine Bezeichnung die ihn noch deutlicher zur Gruppe der jüngeren stellt. Er gehört ebenfalls zur Herrscherfamilie.

Horand ist auch ein treuer, diensteifriger Vasall seines Herrn; er ist König in Dänemark, der einzige der Lehnsträger Hetels, der die Krone trägt. Am Hof hat er das Amt des Schenken. Er wird als Held mehr geschildert als gezeigt. Der Dichter begnügt sich mit den Beiworten: kampfgewandt, kühn, tapfer und erzählt wenig von seinen Taten. Am Schluß wird ihm die eroberte Burg der Normannen unterstellt, während die andern verwüstend das Land durchziehen; er bleibt dann auf der eroberten Burg mit tausend Mann als Verwalter des Landes zurück: es scheint, als ob er als Kämpfer nicht allzusehr ins Gewicht fällt. Er ist auch klug und weiß sich seinem Ziele zu nähern, ohne eigentlich, wie Frute, listig zu sein. Seine Bedeutung liegt auf anderem Gebiete.

Auffälligerweise wird er nie Ritter genannt. Denn gerade er unter den Vasallen Hetels hat die gesellschaftliche Gewandtheit und Tugend der modernen Zeit, die bei Damen beliebt macht. Durch sie gewinnt er die Gunst Hildes. Höflich will er der Königin mit seinem Gesange dienen, der Hofsitte gemäß weiß er Hilde an der Hand zu führen, heiter und aufgeräumt führt er die Unterhaltung. Er dient gern schönen Herrinnen, er ist es neben Frute, der von edler Frauen Liebe zu erzählen weiß. An manchen Höfen herumgekommen kennt er die Verhältnisse bei Hagen, die Person des Königs und Hildes Schönheit. Er sieht immer gern schöne Damen und weiß als Liebesbote seines Königs die Worte zierlich zu setzen.

Ein Mann der Gesellschaft liebt er feine Kleidung; gerade das wird von ihm häufiger als von andern berichtet. Schön gekleidet kommt er mit seinen Leuten zu Hetel; an dem Hofe Hagens haben seine Leute die schönsten Kleider an. Wenn er an den Hof seines Herrn kommt, bringt er den Damen gern Steine, Gewänder, Gold und Seide mit. Darum muß er auch in Irland in der Bude Kostbarkeiten verkaufen; er versteht sich darauf, und die Schönen werden gern zu ihm kommen.

Außer feinem Wesen und feinem Geschmack ist es sein wunderbarer Gesang, der ihn in der Gesellschaft, besonders bei den Frauen, wohl gelitten macht, ja ihm alle Herzen erobert. Der Dichter legt großen Wert darauf, Horands Kunst auf das Schönste zu schildern. Wie der Dichter des Nibelungenliedes in dem edeln Herrn Volker seinen Standes- und Berufsgenossen verherrlicht, so der Dichter der Kudrun in der Person des Königs Horand noch mehr. Der singt am Abend in der Gesellschaft der Herren an Hagens Hof so schön, daß es allen gefällt. Die Königin hört ihn, läßt ihn holen und dankt ihm; sie möchte seine Weisen jeden Abend hören. Am andern Morgen singt der Sänger wieder. Da schweigen die Vögel, die Menschen, die noch im Bette ruhen, stehen auf und hören zu. Immer schöner und heller erklingt sein Lied, auch Hagen und Hilde treten auf die Zinne und lauschen. Die junge Königstochter wird ganz hin-

gerissen. Alles ist dem Sänger für seine wunderbare Kunst dankbar. Die Kranken werden durch sie erquickt, die Gesunden können sich nicht satt hören, selbst der wilde Hagen sagt, er möchte auch so singen können. Die Pfaffen in den Chören werden nicht mehr gehört, die Glocken klingen nicht mehr so schön wie vorher. Wer Horand gehört hat, verlangt immer wieder nach seinem Gesang. Selbst die Tiere des Waldes verlassen ihr Futter, die Schlangen im Grase, die Fische bleiben stehen und hören zu. So hinreißend singt der dänische Held, daß die junge Hilde dem Zauber seiner Töne nicht widerstehen kann. Sie läßt den Sänger heimlich ins Frauengemach holen. Dort stimmt er eine Weise von Amilê an, eine orientalische bezaubernde Melodie, die kein Christ vor ihm gelernt und die er auf dem Meere gehört hat. Hilde ist ganz bezaubert; sie nennt ihn ihren Freund und „Du"! Sie schenkt ihm einen kostbaren Goldring, schließlich gibt sie ihm ihren Gürtel für seinen Herrn: sie ist für den Hegelingenherrscher gewonnen durch die Macht des Gesanges. Horands Kunst ist der Haupterfolg der Fahrt zu verdanken — eine Verherrlichung des Künstlers und der Kunst wie im Nibelungenlied.

An der letzten Stelle der Helden um Hetel steht Morung, auch ein Verwandter des Königs. Er wird gern mit Irolt zusammen genannt. Auch er gehört zu den großen Vasallen: er beherrscht Friesland, Holstein, Nifland und die Markgrafschaft Waleis. Er ist natürlich ein ausgezeichneter Held, gehört aber augenscheinlich nicht eben zu den starken Recken: ihm wird übertragen auf Hartmuts Burg zu bleiben und sie mit Horand zusammen zu hüten.

Weicheren Gemütes weint er, als er in Hildes Kemenate einen früher geächteten Vetter wiederfindet. Er ist ein wackerer Ritter, der Frauen dient: um die Gunst schöner Damen zu gewinnen, will er mit Hetel gegen Siegfried kämpfen. Mit Fahrten im Frauendienst hängt es wohl zusammen, daß er von der schönen Hilde weiß. Nach bestandenem Kampf geht er zu den Damen, bei denen er sich höfisch benimmt. Er ist schön gekleidet,

ebenso seine Leute. Diese tragen Röcke von Campalie und kostbare Mäntel, goldgestickt und mit Edelsteinen besetzt. Morung ist eine Gestalt, bei der das Moderne stark in den Vordergrund tritt, das Altheldische verblaßt. —

Es ist eine Reihe fein charakterisierter und abgestufter Persönlichkeiten, die die Gruppe der Hegelingen bilden. Der greise Wate noch ganz Mann der alten Zeit, eine ungebändigte Naturkraft innerlich und äußerlich, hart, ja roh. Dann Frute und Irolt: moderne Züge beginnen leicht hervorzutreten. Hetel und Hilde bilden etwa die Mitte. Horand und Morung weisen entschieden weiter in die nächste, die jüngste Generation, die nun die entscheidenden Züge: innerliche Frömmigkeit, Menschlichkeit, ritterlich-gesellschaftliches Wesen am reinsten und schönsten ausgeprägt darstellen wird. Der Dichter stellt sein Ideal dar auf dem Hintergrunde kulturgeschichtlicher Entwicklung, als deren Ziel und Höhe. Er überschaut die Vergangenheit und Gegenwart, von hohem Standpunkt aus gibt er eine positive Anschauung des Lebens.

III. Kudrun.

Mit dem Paar Herwig und Kudrun tritt die Erzählung in eine neue Welt — offenbar die, in der der Dichter lebte und in der er sich wohlfühlte. Kudrun beherrscht sie, sichtlich die Idealgestalt des Dichters, in der sich seine besten und letzten Überzeugungen ausdrücken. Wieder steht um sie herum ein Kreis fein abgestufter Gestalten, die teils als Menschen aus einer früheren Zeit die Verbindung mit dem älteren Geschlechte, der Stufe Hetels und Hildes, halten, teils sich immer weiter davon entfernend ganz moderne Menschen sind: Gerlind und Ludwig, Siegfried, Ortwin, Hartmut, Ortrun und Hildburg.

Diese Gruppe um Kudrun hat eine Besonderheit im Vergleich zur früheren: für sie bedeutet die Darstellung von Vasallitätsverhältnissen nichts. Für Hetel und die Seinen fällt neben dem Kulturgeschichtlichen das Politische, die Begriffe „Lehnsherr und Lehnsmann“ stark ins

Gewicht; der Dichter läßt helles Licht auf das ideale Hulde- und Treueverhältnis fallen, das jene Gruppe als politisches Band zusammenhält. Jetzt hört man nichts mehr davon. Nicht mehr Vasallen, sondern gegeneinander selbständige Fürsten stehen im Vordergrunde. Solche Persönlichkeiten werden dargestellt. Und keiner derselben kann sich an Macht und Adel Hetel vergleichen: Herwig ist lîhtes künnes, Ludwig kein ganz selbständiger König. Aber diese Fürsten tragen zeitweise oder dauernd Vorteile über den mächtigen Hetel davon: Herwig, den er anfangs verachtet, muß er seine Tochter geben.

Wie tief „König Rother" und das Nibelungenlied in der Geschichte ihrer Zeit wurzeln und Stimmungen derselben wiederspiegeln, haben wir erkannt. Mit der Kudrun verhält es sich nicht anders. Das Gedicht fällt in die Zeit, wo sich das Gefüge des deutschen Lehensstaats gelöst hat, wo die Landesfürsten selbständige Machthaber geworden sind, die Zeit unmittelbar nach den Verfügungen von 1220 und 1231.

Der junge Herwig ist König von Seeland, Nachbar Hetels. Er heißt edel, aber sein Geschlecht ist nicht so vornehm, wie das der Hegelingischen Könige: Herwig ist lîhtes künnes, sein Adel wiegt leichter als der Kudruns. Allerdings lehnspflichtig ist er keinem Herrn, in dieser Beziehung steht er ebenso da wie Hetel und Hagen.

Der Dichter setzt den Adel Herwigs absichtlich etwas herab. Ihm liegt daran, starkes Licht auf die Person des jungen Königs fallen zu lassen. Es meldet sich hier ein Neues, die Wertung der tüchtigen Persönlichkeit als solcher ohne die Rücksicht auf Abstammung und alten Adel, die die Zeit sonst verlangte — wieder ein Vorklang der Renaissance.

Herwig ist ein kühner, tapferer, erfahrner Held, der selbst mit Glück an allen Kämpfen teilnimmt. Hetel ist er als Gegner gewachsen, nur Wate bleibt er unterlegen. Freigebig, stolz, vornehm im Auftreten ist er eine würdige Gestalt, geziert mit den Vorzügen der

Helden alten Schlags — ein recke, helt (zer hande), degen, wie jene Männer der älteren Zeit. Dieser wackere Held ist zugleich ein Herrscher von hohem Pflichtbewußtsein. Er und Ortwin schwören einander am Schlusse der Dichtung, sie wollen ihr Fürstenamt ihrer hohen Stellung entsprechend würdig führen, zum Schaden jedes, der ihnen schaden will. Rücksichtsvoll gegen seine Mannen mag er nach Schluß der Rachefahrt nicht länger bei Hilde bleiben, weil die Angehörigen seiner Helden Sehnsucht nach den Ihrigen haben und deren Rückkehr erwarten. Man erinnert sich König Rothers.

Aber in Herwigs Bilde überwiegen die modernen Züge, sie, die die fünfte Generation kennzeichnen.

Der König von Seeland ist Ritter und wird sehr oft so genannt; den Königen und Fürsten der früheren Generationen, die Ritter waren, wird dies Beiwort viel seltener, ja auffällig selten beigelegt. Herwig entspricht in der Tat dem Vorbild eines Ritters. Er beherrscht die moderne Waffenübung. Schön, wie gemalt steht er da, ein Muster höfischer Bildung, das Wohlgefallen der Damen. Weichen Gefühls weint und klagt er nicht selten. Versöhnlich tritt er für die Versöhnungspolitik Kudruns ein; das Christentum hat seinen Sinn durchdrungen.

Der hervorstechende Zug in seinem Bilde ist, daß er den Frauendienst kennt und fleißig übt. Ja er stellt sein ganzes Leben, sein Handeln und Kämpfen, unter diesen Gesichtspunkt, so sehr, wie niemand sonst im Gedicht. Mit dieser edeln, ritterlichen Gestalt will sich der Dichter zu diesen Gedanken der Zeit bekennen. Schon bei Herwigs Brautwerbung offenbart sich das. Der König hört von Kudruns Schönheit. Er wirbt nun um sie, nicht in alter Weise durch Boten, sondern indem er persönlich ihr zu Ehren Waffentaten verrichtet, also durch Dienst. Auf Hetel, den König älteren Stiles, macht diese neue Form der Werbung keinen Eindruck, ebensowenig auf Hilde. Herwigs Boten werden abgefangen, sodaß Kudrun unmittelbar nicht erfährt, daß der junge König um sie wirbt. Ihre Eltern lehnen die

Werbung hochmütig ab, weil das Geschlecht des Bewerbers nicht vornehm genug sei: dies wird der Tochter als Grund der Abweisung mitgeteilt. Hetel ersucht den Seeländer endlich, seine Bemühungen einzustellen.

Aber der Mißerfolg steigert nur Herwigs Leidenschaft, die verächtliche Behandlung reizt seinen Zorn. Er entschließt sich sofort, die Geliebte durch einen Kriegszug zu gewinnen. Mit dreitausend Recken fällt er in Hetels Land ein. Auch diesen Zug faßt er, ein Mann der modernsten Zeit, als ein Waffenspiel auf, wofür ihm Kudrun den Dank überreichen solle — Frauendienst!

Nun lenken die Hegelingen ein. Zuerst Hilde. Der tatkräftige, entschlossene Mann gefällt ihr, für sein ritterliches Streben bekommt sie Verständnis. Der rücksichtslose Freier ist inzwischen vor die Burg gerückt und zeichnet sich unter den Kämpfern aus. Er fügt Hetel schweren Schaden zu: der mächtige Hetel, Herr großer Vasallen, wird von dem geringeren König schwer bedrängt. Kudrun sieht das, auch ihr gefällt jetzt der Mann, der einst im Ritterspiel um sie warb: ein inneres Verhältnis bahnt sich an, gegründet auf die Achtung vor dem persönlichen Wert des andern. Herwig dringt in die Burg ein, immer den Lohn der schönen Herrin vor Augen, immer im Gedankenkreise des Frauendienstes stehend. Da ändert auch Hetel den Sinn. Zwar nicht der höfische Dienst, wohl aber die persönliche Tüchtigkeit des jungen Königs ringt ihm Anerkennung ab. Kudruns Herz neigt sich dem Helden zu: wenn er ebenbürtig ist, will sie ihn nehmen. Sie ruft hinunter und verlangt Frieden, damit sie Herwig nach seinen Verwandten fragen und seine Abkunft prüfen könne. Sie erinnert sich des Grundes, aus dem einst seine Bewerbung abgewiesen wurde. Noch steht ihr alter Adel über der Neigung. Herwig ist einverstanden, wenn ihm eine persönliche Unterredung mit der Königstochter gewährt werde: seines persönlichen Wertes bewußt, geht er sicher auf sein Ziel los. Man bewilligt die Bedingung. Freimütig gibt er in der Unterredung zu, daß er nicht alten Geschlechtes sei wie Kudrun, aber selbstbewußt fügt er hinzu: „Oft

haben bei weniger vornehmen Leuten Vornehme großes Glück". Auf die Persönlichkeit kommt es an, nicht auf uraltes Geschlecht — ein moderner Zug in seinem Bilde. Und seine Persönlichkeit überwindet alle Bedenken. Kudrun unterläßt die Frage nach dem Adel seiner Verwandten, sein Dienst nimmt sie für ihn ein: „Welche Dame könnte einen Helden geringschätzig behandeln, der ihr so dient, wie Ihr mir?" Sie gesteht ihm ihre Neigung, sie will seine Frau werden, wenn die Familie einverstanden ist. Man willigt ein, und Herwig bringt selbst seine Werbung vor, in wohlgesetzter, höfischer Rede: „Wenn Ihr die Gnade habt, mir Eure Liebe zuzuwenden, schöne Jungfrau, so werde ich mit all meinen Gedanken der Eure sein, in allem, was Ihr auch gebietet. Meine Burgen und meine Verwandten sollen Euch alle dienen, nie soll es mir zu viel werden, Herrin!" Es ist die Werbung des dienenden Ritters. Man vergleiche mit ihr die Hetels, Hagens, Sigebants: der Fortschritt der Zeiten liegt auf der Hand. Aber auch die künftige Ehe wird Herwig als Dienst auffassen. Kudrun nimmt seine Auffassung und Werbung an: „Ich gestehe Euch gern, daß ich Euch gewogen bin. Du hast heute durch Dienst erreicht, daß ich den Haß zwischen dir und meinem Geschlecht beseitige. Niemand kann es mir verleiden immerdar mit dir in Wonne zu leben." Im Ringe der Verwandten erfolgt die Vermählung. Die kraftvolle Persönlichkeit setzt sich durch, persönlicher Dienst gewinnt das Herz der Geliebten: der Dichter bekennt sich damit zu diesen Gedanken seiner Zeit.

Auf Wunsch der Hilde läßt Herwig seine junge Frau noch bei den Eltern, damit die Ausstattung besorgt werde. Ein Jahr lang wird er sich die Zeit mit andern Weibern vertreiben: er wird nicht als Asket leben.

Zornig zieht nun der abgewiesene Siegfried gegen Seeland und bedrängt den König schwer. Mit Hilfe des Schwiegervaters erwehrt sich dieser der Mohren. Auch diese Kämpfe sind ihm Dienst in einem Verhältnis hoher Minne, in einem Verhältnis zu einer hochstehenden Herrin. Inzwischen wird Kudrun von Hartmut entführt,

Herwig setzt ihr nach und stürzt sich in den Kampf auf dem Wülpensande: wieder ist es für ihn Frauendienst. Aber es ist Dienst der eigenen Gattin, nicht einer fremden Herrin! Die geflissentliche Hervorhebung dieses Zuges, der schon bei Hagen angedeutet war, verrät, daß der Dichter der französischen Auffassung nicht folgt. Kudrun bleibt ihm jahrelang entzogen. Voll Schmerz und Liebe lebt er daheim, bis die Zeit der Rache kommt, und wieder wird ihm diese Befreiungsfahrt Dienst für Kudrun, seine Herrin.

Mit Ortwin fährt er vor dem Sturm auf Matelane auf Kundschaft — Dienst! Zugleich wird hier der Gedanke der Waffenbrüderschaft berührt: „Möge es gut oder schlimm ablaufen, ich muß als Freund dem Freunde in schwerer Not helfen." Mit dem Schwager zusammen trifft er die schönen Wäscherinnen am Strande. Schamvoll fliehen sie. Wieder erklingt das Dienstmotiv aus seinem Munde: „Sagt uns, wem diese Kleider gehören. Wir bitten euch aufrichtigen Sinnes darum, tut es allen Jungfrauen zu Ehren und kehrt zum Strande zurück!"

Die Mädchen kommen wieder. Eine derselben scheint Herwig so schön, daß er seufzt. Er vergleicht sie mit Kudrun, der er oft in Liebe gedacht hat. Allmählich dämmert es in seiner Seele: die, mit der er spricht, muß die Geliebte sein. Er sagt Ortwin, was er vermutet. Dieser glaubt es nicht: das Auge des Liebenden blickt schärfer als das des blutsverwandten Bruders. Bald erfolgt die Erkennung.

Froh über die Wiedergefundene möchte Herwig die Gattin gleich mitnehmen, aber der Gefährte stellt das Gebot der Ehre — Ehre im modernen Sinne verstanden — über die Neigung: „Man hat die Schwester im Kampfe weggenommen, die Ehre verlangt, daß wir sie im Kampfe wiedergewinnen. Ich will sie nicht stehlen." Der Liebende erklärt diese Denkart für unsinnig und unzweckmäßig: er denkt wie die Helden der älteren Zeit, denen Ritterlichkeit dieser Art sehr fern liegt. Aber er fügt sich doch: er muß die Berechtigung des Standpunkts Ortwins anerkennen, er kann sich den Forderungen der

neuen Zeit nicht entziehen: Ehre vor Liebe. So will es der Dichter; wir denken an Lessings Tellheim. Sie stoßen vom Lande, Kudrun jammert, man wolle sie verlassen. Aber der Gatte bleibt fest, wenn ihm auch das Herz blutet. Er bewährt sich in dem Widerstreit der Pflichten. War bisher die Minne sein Leitstern, so erglänzt neben ihr nun die Ehre: auch der Dichter steht in dieser Frage der höfischen Welt auf dem Standpunkt seiner Helden.

In dem Ringen des nächsten Tages streitet Herwig tapfer mit. Ihm wird das Glück, daß die Gattin, seine Herrin, von dem Fenster der Burg herab zuschaut; wieder das Motiv des Frauendienstes. Im Kampf mit dem alten Ludwig kommt er zu Fall und kann von den Seinen nur mit Mühe gerettet werden. Als er strauchelt, blickt er hinauf zur Zinne, wo die Geliebte steht, ob sie wohl seine Schwäche gesehen habe: „Wenn meine Herrin das gesehen hat, dann wird sie mir dereinst immer, wenn ich bei ihr liege, viele Vorwürfe machen. Ich schäme mich, daß mich der Alte niedergeschlagen hat.“ Und die Scham erfüllt ihn mit neuer Kraft, er greift Ludwig noch einmal an und fällt ihn. Ein echt romantischer Zug: hier weht die Luft der Ritterromane.

Ortrun möchte ihren Bruder vor Wate retten, Kudrun winkt mit der Hand hinunter. Herwig sieht es und ist sofort bereit, die Kämpfer auseinander zu bringen, seiner Herrin einen Ritterdienst zu leisten: „Seid Ihr Kudrun, meine liebe Herrin, so werde ich Euch immer gern zu Diensten sein. Ich bin Herwig, der ich Euch mir zur Geliebten erwählt habe: ich werde Euch beweisen, daß ich Euch gern von Sorge befreie.“ Der Frauenritter bittet nun den Alten, um der liebenswürdigen Jungfrauen willen von dem Normannen abzulassen. Aber hier prallen die Anschauungen der älteren und der jüngsten Generation hart aufeinander. Der Standpunkt des Dichters wird hell sichtbar. Der greise Wate weiß nichts von Minnedienst und will nichts davon wissen: „Ich wäre unsinnig, wollte ich meinen Feind schonen um der Damen willen.“ Kudrun zuliebe springt Herwig jetzt

zwischen die Kämpfer. Aber der erzürnte Wate versetzt ihm einen Schlag, daß er zu Boden sinkt. Herwig wird zum Märtyrer seiner ritterlichen Überzeugung. Man hilft ihm von dannen.

Kudrun wird gewonnen und die Vermählung festlich gefeiert. Noch einmal weist das Gedicht auf den Frauendienst hin: Herwig reitet beim Fest einen Puneis zu Ehren seiner Schwester.

Mit Herwigs ritterlicher Gestalt bekennt sich auch der Dichter zum modernen Gedanken des Frauendienstes. Aber nicht zu der eigentlich-französischen Form desselben, dem Dienst der verheirateten Frau eines andern. Herwigs Dienst gilt der eigenen Gattin. Erst hat er den Zweck, die Geliebte als Frau zu gewinnen, nach der Heirat, ihren Ruhm in der Gesellschaft zu erhöhen. Und dieser Dienst hält sich frei von übermäßiger Leidenschaft, Verstiegenheit und Selbsterniedrigung. Er ist so, wie er nach der Auffassung des Deutschen Dichters sein darf, ein deutliches Gegenstück zu Siegfrieds Dienstbarkeit im Nibelungenlied und eine Verurteilung von Anschauungen, wie sie zu gleicher Zeit Ulrich von Lichtenstein vertritt. Der Dichter des Eckenliedes ist in mancher Beziehung ein Gesinnungsgenosse des Verfassers der Kudrun.

Herwig ist das Muster des Mannes und Ritters der jüngsten, fünften Generation. Neben ihm steht Kudrun, das Ideal des Dichters von der edeln Frau und Gattin. Sie ist die Gestalt, die die ganze Dichtung beherrscht, auf die alles hinleitet, von der aus alles sein Licht empfängt. Im Nibelungenlied ist es Hagen, dem sich mehr und mehr die Teilnahme zuwendet, dessen Persönlichkeit schließlich alles beherrscht: ein Mann. In dem jüngeren Epos ist es eine Frau. Der Verfasser der Kudrun kennt das Nibelungenlied genau. Er gibt in seinem Werk eine Beurteilung und positive Ergänzung des älteren Epos, aber vom Standpunkt einer politisch anderen und kulturell weiter fortgeschrittenen Zeit aus.

Kudrun heißt nicht selten „Hagens Geschlecht“, „Verwandte Wates“. Der Dichter weist mit mit solchen Ausdrücken deutlich auf den genealogischen Zusammenhang

mit den älteren Mitgliedern des Geschlechts hin. Man darf sie nicht übersehen, denn sie weisen realistisch auf den Gedankengehalt: in Kudrun wird die Stärke und der Heldensinn dieser Ahnen wieder aufleben, die derbe kirchliche Frömmigkeit des Großvaters wird als reinere, edlere, freiere Religiosität ihre Seele erfüllen, die Versöhnlichkeit und Dankbarkeit, die Zartheit und Freundlichkeit, der der wilde Hagen keineswegs entbehrte, diese Tugenden bilden von Schlacken befreit auch den wesentlichen Bestandteil ihres Geistes. Aber Kudrun ist auch Hetels und Hildes Kind. Die harte Energie der Mutter, Hagens Tochter, fehlt ihr nicht, nur veredelt durch innerliche Frömmigkeit und Sittlichkeit, auch nicht das starke Selbstbewußtsein des Vaters. Und aus der feudalen Welt Hetels und seiner Vasallen nimmt sie mit die Treue gegen die Verpflichtung, die Seele des Lehnsstaats. Freilich nicht die Treue im politischen Sinn: die Zeiten waren andere geworden, das Reich trieb der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit entgegen; mehr noch als im Nibelungenlied tritt in der Kudrun das Politische hinter dem Kulturellen zurück. Wohl aber im rechtlichen und ritterlichen Sinne als Treue gegen den vermählten Gatten, den sie erwählt, dem sie rechtlich verbunden ist.

Die Hegelingische Königstochter wird im Geiste der neuen Zeit erzogen. Am Hofe des Vaters ist dazu keine Gelegenheit, denn der steht noch nicht auf der Höhe des Modernen. Darum schickt sie der Vater nach Dänemark, dem Lande des feinen Horand, dem Sitz der höfischen Bildung. Dort erfüllt sie sich in der Tat mit den modernen Anschauungen. Sie treten in ihrem Leben immer wieder deutlich hervor.

Die Jungfrau, das einzigartige Wesen, wächst zur Freude aller heran. Sie wird schön, schöner noch als die Mutter und Großmutter. Alle Vorzüge der Dame vereinigt sie in sich. Sie ist züchtig: Männerkleidung anzulegen schämt sie sich; sie ist gewinnend Rittern gegenüber, völlig vertraut mit gesellschaftlicher Sitte — daß sie einmal wider den Anstand laut lacht, wird besonders bemerkt und begründet —, verständnisvoll für die höfische

Tugend der Freigebigkeit, voll Gefühl für die Würde ihres Standes. Grobe Arbeiten bleiben ihr fern. Kirchliche Unterweisung senkt die Samenkörner der Religion in ihre Seele, ihre ererbte Anlage macht sie keimen und führt ihren Sinn schließlich weit über eine enge einseitige Kirchlichkeit hinweg.

Der Ruf ihrer Schönheit und Vornehmheit verbreitet sich weit; jedermann kennt sie, jedermann liebt sie. Wer sie gesehen hat, preist ihre Vorzüge vor allen Frauen und Mädchen und stellt ihre Schönheit über die aller andern Damen. Kein Wunder, daß bald mächtige Fürsten nach ihrer Liebe streben. Sie werben nach der neuen Sitte persönlich in glänzenden Ritterspielen, die sie vor der Burg Matelane zu Ehren der Gefeierten veranstalten, oder auch in alter Weise durch Gesandte. Aber den Freiern geht es schlimm: es scheint, daß Hetel nicht anders verfährt wie einst Hagen, mindestens gönnt er die Tochter keinem.

Dieser ist die Schroffheit des Vaters fremd, vermöge ihrer modernen Erziehung hat sie Sinn für Ritterdienste. Siegfried von Morland kommt vor die Burg und zeigt sich dort im Turnier als glänzenden Ritter. Seine Taten machen Eindruck auf die Jungfrau. Ohne sich von seiner dunklen Farbe abschrecken zu lassen, zeigt sie ihm oft, daß sie ihn gern sehe. Aber der Vater bleibt ablehnend.

Der Ruf ihrer Schönheit lockt auch Hartmut von der Normandie. Er schickt Gesandte mit Briefen. Man weist ihn ab, weil er nicht ebenbürtig ist: sein Vater trägt von Hagen Lehen. Kudrun verrät auch nicht die geringste Neigung ihn zu erhören: diese politische Art der Werbung sagt ihr wohl nicht zu, und unter ihrem Stande zu heiraten, daran denkt sie keinen Augenblick. Hartmut kommt nun unerkannt selbst an den Hof, er will sich persönlich zeigen. Und wirklich, sein feines höfisches Wesen, seine Schönheit, Freigebigkeit, Kühnheit — Hartmut ist das Muster eines Ritters — kurz seine Persönlichkeit machen Eindruck: Kudrun wird ihm freundlich gesinnt. Aber zur Liebe wird sie nicht bewogen, nur zum Mitleid. Freundlich rät sie dem Bewerber, den

Hof zu verlassen; es würde ihr leid tun, wenn er sein Leben verlöre.

Nun erscheint Herwig. Seine Taten im Turnier gefallen Kudrun, sie wird ihm geneigt, wie sie es auch Siegfried war. Er ist ein unabhängiger Fürst, aber sein Geschlecht ist nicht sehr vornehm; das hindert. So verschlägt es ihr nicht, daß der Vater auch diesen Bewerber abweist. Aber der Seeländer ist entschlossener und zugreifender als die andern. Er erklärt Hetel den Krieg, er will die Geliebte mit Gewalt erwerben. Sein kühnes, rücksichtsloses Wesen gefällt dem Mädchen, seine Taten im Kampfe gegen den Vater gewinnen sie noch mehr. Sie freut sich, daß Herwig auch harten Kampf um ihretwillen nicht scheut, daß er ihr nicht bloß im Ritterspiel dient; es bahnt sich ein inneres Verhältnis zu dem wagemutigen Ritter an. Ihre Seele gerät in einen Zwiespalt: sie wünscht dem Vater das Beste, aber auch dem Helden von Seeland. Bald legt sich das Gewicht auf die Seite des letzteren. Da greift sie entschlossen in den Kampf ein. Vielleicht ist Herwigs Adel doch nicht so makelhaft, wie der Vater behauptet: sie wird lieber selbst danach forschen; und ohne Verschämtheit, klar und zielbewußt ruft sie zum Vater hinunter: „Macht Frieden mit Herwig, damit ich mich selbst nach seinem Geschlecht erkundigen kann.“ Schon ist sie geneigt den tapfern Helden zu erhören, wenn seine Abkunft untadelig ist. Herwig kommt selbst zur Unterredung. Hat ihr vorher seine Heldenkraft gefallen, so jetzt sein höfischer Anstand, seine ganze Persönlichkeit. Nach dem Adel seines Geschlechts wird nicht gefragt; sein tapferes Kämpfen, sein herrlicher Dienst, die Leistung gibt den Ausschlag. „Holder als ich, ist Euch keiner gesinnt“. Kudrun geht weiter als einst Konstantins Tochter im Rother, mit der sie sonst sehr verwandt ist. Denn ohne Ziererei und Empfindsamkeit sagt sie Herwig, sie werde gern sein Weib, wenn es die Freunde wünschten, sie liebe ihn von Herzen.

So läßt sich Kudrun gewinnen: durch Heldenkraft, Dienst und persönlichen Wert. Das modisch Ritterliche

verbindet sich schön mit dem Altheldischen. Wir wollen bemerken: dabei gibt es keine verliebten Blicke und schüchternes Erröten; wie die Königstochter frei ist von Weichheit und Empfindsamkeit, so ist sie auch frei von Schwärmerei für den fernen Geliebten, frei von dem Feuer der Liebe: sie fühlt Neigung, nicht Leidenschaft. So ist das Verhältnis Kudruns zu Herwig von ganz andrer Art als das Kriemhilds zu Siegfried. Der Dichter stellt hier positiv dar, wie er sich das Verhältnis von Liebenden denkt.

Kudrun wird mit Herwig vermählt, sie ist jetzt seine rechtmäßige Gattin, wenn sie auch einstweilen noch bei der Mutter bleiben soll. Daß ihr Gatte sich inzwischen die Zeit mit andern Weibern vertreiben möge, scheint ihr keinen Anstoß zu bieten. Der Nibelungendichter hat bei Siegfried solchen Zug nicht angebracht.

Durch Dienst hat Herwig die Gattin erworben. Aber Kudrun läßt sich durch das modische Wesen nicht verblenden, es bleibt für sie nur eine angenehme feine Form der Huldigung. Sie fühlt sich als Gattin keineswegs als die Herrin ihres Mannes. Nach der Vermählung nimmt sie sofort die richtige Stellung ihm gegenüber ein, indem sie einfach ihre Pflicht als Frau und Königin erfüllt. Jetzt ist Herwig ihr „lieber Herr", ihr ist selbstverständlich, daß die Frau dem Manne untertan sei. Und nun tritt auch ihre kräftige zielbewußte Art, das Erbe der Ahnen, immer öfter hervor, um so mehr, je schwerere Schicksalsschläge sie treffen. Sie bewährt sich als Gattin und Fürstin. Als Herwig von Siegfried bedrängt wird, greift sie sofort ein. Hetel wird gerufen, er soll helfen, und er ordnet sich ihren Wünschen willig unter. Als Gattin bewährt sie sich. Denn während die Hegelingen mit den Mohren kämpfen und die Burg ohne Schutz lassen, erscheinen wieder Boten Hartmuts: er will es bei der geliebten zum dritten Male versuchen. Weise sie ihn ab, werde er die Braut mit Gewalt holen. Kudrun erklärt rund heraus: „Ich bin Herwig vermählt. Ich habe gelobt, ihn zum Manne zu nehmen, ich bin ihm verpflichtet; darum denke ich nicht mehr an Liebe

zu einem andern." Jetzt liegt die Sache ganz anders wie früher; sie ist nicht mehr frei, ein Erhören kommt gar nicht mehr in Frage. Kudrun spricht bei dieser Gelegenheit nicht von Liebe, nur von ihrer Pflicht. Zwar sagt der Dichter kurz vorher, sie liebe Herwig herzlich, aber bei der Ablehnung redet er nur von ihrer Treue. Treues Festhalten an der rechtlichen und sittlichen Verpflichtung, nicht leidenschaftliche Minne, Satzung nicht Willkür oder subjektives Gefühl, das ist es, worauf er Wert legt, das will er in seinem Liede feiern, darin ganz ein Gesinnungsgenosse des Nibelungendichters.

Der Normanne macht seine Drohung wahr: er erobert die Burg Matelane und nimmt Kudrun gefangen. Im ersten Augenblick läßt er sie seinen Unwillen fühlen: „Ich bin Euch immer gleichgültig gewesen, eigentlich müßten uns deshalb alle auf der Burg gleichgültig sein, wir müßten sie töten." Aber die Gefangene bewahrt Haltung. Drohungen schrecken sie nicht. Das Heldische ihrer Natur hält sie aufrecht, stolz würdigt sie den Gegner keiner Antwort.

Sie wird zusammen mit Hildburg weggeführt. Auf dem Wülpensande fällt ihr Vater, der sie zurückgewinnen will, durch Ludwigs Hand: ein erster, großer Verlust. Aber er beugt sie nicht, er stärkt nur ihren Widerstand. Als die Normannen in die Nähe ihres Landes kommen, sagt Hartmut, vorsichtig hindeutend auf das, was er wünscht: „Seht dort meine Burgen liegen! Geruht Ihr uns freundlich zu sein, so werden wir Euch das reiche Land zum Lohn geben." Aber Kudrun lehnt ab mit einem Wortspiel: „Ich kann nicht geruhen Euch gnädig zu sein, denn meine Ruhe ist dahin."

Hartmut war zurückhaltend, sein Vater Ludwig ist roh. Er verlangt, die Gefangene solle seinen Sohn lieben. Als sie sich weigert, faßt er sie bei ihren blonden Zöpfen und wirft sie ins Meer: Kudrun wird Märtyrerin der Treue, ihr Leiden beginnt. Hartmut rettet sie, aber traurig geht sie ans Ufer, voll Sorge vor dem, was ihr bevorsteht. Jedoch ihr Sinn wankt nicht, sie bleibt kalt und abweisend. Nur weil es der Anstand fordert, läßt sie sich von dem Normannen an der Hand aus dem Schiff geleiten; auch in der Bedrängnis achtet die höfisch

erzogene das Gebot der Sitte. Aber der Gerlind versagt sie den Kuß der Begrüßung; sie weiß, die Alte hat die Entführung angestiftet, gegen sie hegt sie Haß und verhehlt ihn nicht. Es ist ihr auch unangenehm, daß die Normannen sich mit ihren Mädchen zu schaffen machen. Sie bezeigt sich gegen niemand freundlich als gegen Ortrun, deren aufrichtige Gesinnung sie unmittelbar fühlt. Ihr gegenüber überläßt sie sich auch dem Gefühl ihres Unglücks: weinend gibt sie ihr den Kuß, den sie der alten Königin verweigert.

Sie kommt nun auf die Burg der Normannen, hier werden die Versuche, die Gefangene umzustimmen, fortgesetzt. Zuerst in Güte. Hartmut befiehlt, der Fremden zu dienen, weil sie Königin werden solle. Aber Hetels Tochter erklärt unverzüglich, sie werde ihren Entführer nie heiraten, um so weniger, als man ihr den Vater getötet habe. Gerlind bietet ihr ihre Krone an: sie weist sie von sich. Sie hofft im stillen bald wieder von den Normannen fortzukommen, denn sie ist sicher, daß ihre Verwandten alles aufbieten werden, sie aufs Schnellste heimzuholen.

Dieser Widerstand macht Hartmut zornig. Er steht von seinen Versuchen ab und übergibt die geraubte der Mutter. Diese solle sie umstimmen, aber durch Freundlichkeit. Gerlind versucht es auch, doch Kudrun bleibt unbeugsam. Nun greift die Alte zu andern Mitteln, sie will die Hochgeborne durch niedrige Dienste zwingen, sie will sie beim Standesbewußtsein treffen. Die Königstochter erhält den Befehl, das Zimmer zu heizen und den Kamin zu schüren; von ihren Gefährtinnen und Dienerinnen wird sie getrennt, Ruhe und gute Speisen werden ihr versagt, aller Bequemlichkeit muß sie entbehren. Sie muß wie eine Magd leben. Kudrun erkennt, daß Widersetzlichkeit nichts nützt. Sie gönnt der Feindin nicht die Genugtuung, sich an ihrem vergeblichen Widerstand zu weiden. Klug und scheinbar gelassen fügt sie sich in das Unvermeidliche: „Was Ihr mir befehlt, werde ich tun.“ Stolz unterläßt sie es, ihr Los durch eine Botschaft an Hartmut zu mildern. Denn der weiß

von Gerlinds Grausamkeit nichts, weil er im Felde ist, will sie auch nicht. So lebt die Arme dreieinhalb Jahre. Die Hilfe der Verwandten läßt auf sich warten; nun wendet sich die Verlassene zu Gott, der helfen wird: „Möge er mir meine Sorge nehmen." Ihr religiöser Sinn stärkt sich in der Not uud wird ihr eine starke Stütze.

Die Geplagte kommt in diesen Jahren sehr herunter, aber sie bleibt unerschütterlich. Sie ist die Gattin Herwigs, ihre Treue, ihre Tugend wankt keinen Augenblick; aber sie empfindet die Schmach tief und verfehlt nicht, dem aus dem Felde heimkehrenden Hartmut frei ins Gesicht zu sagen, es sei für ihn eine Sünde und eine Schmach, daß man ihr auf seiner Burg solche Dienste zumute. Ihre Ergebung hat nichts Schwächliches, ihr Selbstbewußtsein und Standesgefühl bleiben ungebrochen.

Gerlind soll nun die Gefangene besser behandeln, aber sie achtet die Wünsche des Sohnes nicht. Im Gegenteil, sie verschärft den Zwang und erniedrigt die Gefangene noch mehr. Diese muß mit ihren blonden Haaren Staub wischen und dreimal täglich Zimmer kehren und heizen, schlechte Kleider muß sie tragen. Die Alte möchte sie zur Empörung aufstacheln und sich dann an ihrer ohnmächtigen Wut weiden. Aber die Gemißhandelte läßt sich nicht aufbringen. Mit immer gleicher Gelassenheit trägt sie ihre Schmach, sieben Jahre lang, und harrt auf Erlösung. „Ich werde alles tun, was Ihr mir befehlt, aber einen andern als meinen Geliebten werde ich nicht lieben" — sagt sie, an ihrem Gelöbnis festhaltend, ein Muster der Treue.

Hartmut glaubt jetzt, sie sei weich geworden und läßt sie kommen. Er täuscht sich. „Was er auch versuchte, die Jungfrau kümmerte sich nicht um ihn, denn sie verharrte fest bei dem, was ehrenhaft war." Nun läßt er die Mutter aus dem Spiel; er sieht, sie kann nichts erreichen und versucht es wieder selbst. Er geht zu Kudrun in ihre Kammer, nimmt sie freundlich und höflich bei der Hand und fordert sie auf, seine Frau zu werden:

sie soll Königin sein, alle werden ihr dienen. Aber das Betragen der grausamen Mutter hat der Hegelingischen Königstochter Waffen in die Hand gegeben gegen den Sohn, ihr Haß gegen die Familie Hartmuts hat sich ungeheuer vergrößert. Sie steht dem Werbenden jetzt noch ferner als früher. „Ich werde Euch nicht zu Willen sein; die böse Gerlind quält mich so, daß ich keine Lust habe, einen Recken zu lieben. Euch und all Euerm Geschlecht bin ich Feind von ganzem Herzen.“ Unerschrocken und frei bekennt sie ihren Haß; und sie kann hassen!

Der andere geht zu Drohungen über: „Wenn ich Euch zwänge meine Frau zu werden, wer wird mich darum strafen?“ Sie entgegnet: „Dann würden andere Fürsten sagen, Hartmut hat Hagens Enkelin als Kebsweib“. „Und wenn mir das gleich wäre?“ Da bricht sie heftig heraus: „Ich werde Euch auf keinen Fall lieben. Ihr habt mich gefangen, mir viele Leute getötet, Euer Vater erschlug den meinen — wäre ich ein Ritter, würde ich mit Euch kämpfen“. Das ist offene Kampfansage. Hartmut droht wieder mit Strafen und Mißhandlungen, Kudrun gibt auch jetzt nicht nach: „Diese Mißhandlungen werde ich auf mich nehmen, wie ich es bisher getan habe. Ich werde für Eure Mannen und Gerlinds Weiber die Arbeit weiter tun“. Es ist ein heldenmäßiger Aufschwung ihrer Seele. Aber ihre Kraft droht jetzt zu versagen; nur mühsam behauptet sie die Fassung. Und nun bricht auch der Trost und Halt der Religion zusammen: „Gott hat mich vergessen, die Last des Kummers drückt mich nieder“. Immer schwerere Lasten wälzt der Dichter auf ihre Seele.

Hartmut, der im Grunde vornehm und edel denkt, lenkt wieder ein. Ortrun, die Schwester, hat mit der Fremden immer gut gestanden; sie soll jetzt helfen. Der Bruder hofft durch ihren Einfluß zum Ziele zu kommen. Ortrun redet der Betrübten auch zu, nachzugeben. Diese wird in die Gemächer der Familie gebracht, sie kann ausruhen und sich satt essen und Wein trinken. Aber auch das hilft nichts. Sie erklärt rundweg: „Ich will

nicht Königin sein; ich bin durch Eide einem Könige zum Weibe gegeben worden; so lange er lebt, werde ich nie eines anderen Frau." Hier hören wir deutlich, was sie bindet: Treue, die Verpflichtung eines Gelöbnisses. Sie spricht nicht von Liebe und Leidenschaft, das rechtlich-sittliche Band hält sie, nicht das Individuelle eines persönlichen Gefühls. Sie empfindet anders als Kriemhild, die ihre Liebe zu Siegfried der Verpflichtung gegen ihren zweiten Gemahl Etzel, dem Gesetze des Gastrechts und der Sippe vorzog.

Der Normanne hofft trotzdem weiter und läßt die begehrte bei der Schwester. Sie blüht wieder auf, aber sie rächt mit verletzenden Worten an ihm, was sie erlitten hat; ihr Selbstbewußtsein ist nicht zu unterdrücken.

Der König wird dieser Behandlung schließlich überdrüssig. Er muß auch ins Feld. Jetzt kann Gerlind ihre Quälereien fortsetzen. Hetels Tochter muß das herrliche Gemach wieder verlassen, sie muß wieder zum Gesinde und Dienst tun. Sie widerspricht auch diesmal nicht und tut, was man befiehlt, denn: „Mein unglückliches Geschick hat mir nicht erlaubt, bei meinen Freunden zu sein". Der Ausdruck läßt in ihr Herz schauen: an Gott verzweifelt sie, sie fühlt sich in der Gewalt eines sinnlosen Geschicks. Dieser Gedanke steht nicht zufällig an dieser Stelle: er kehrt bald darauf wieder. Der Königstochter wird der entehrende Auftrag, Gerlinds Kleider zu waschen und die ihres Gesindes dazu. Kudrun setzt der Zumutung Trotz entgegen: „Laßt mich lehren, wie man wäscht". Aber ihre starre Verzweiflung klingt aus den Worten heraus: „Mir ist nun einmal nicht bestimmt, Freunde zu haben; ich möchte, daß Ihr mir noch Schlimmeres tätet". Die Qual erschüttert ihren Glauben an Gott: sie fühlt sich in der Hand eines tauben Geschicks, so wie schließlich Sylvester in Kleists „Familie Schroffenstein".

Kudrun wäscht nun täglich am Strande, von früh bis abend. Ihr einziger Trost ist die treue Hildburg, die freiwillig ihr Los teilt. Fünf und ein halb Jahr dient sie so in tiefster Schmach. Und nicht nur waschen muß sie: barfuß muß sie am Meere stehen, in einem

Hemde von grobem Linnen. Der Wind zerwühlt ihr Haar, Regen und Schnee setzen ihr zu, nachts schläft sie auf harter Bank, abends wird sie von der bösen Königin mit harten Worten empfangen. Und sie muß den Schmerz erleben, daß eine ihrer Jungfrauen, Hergart, sich von ihr lossagt und den Schenken am Hofe minnt, um Herzogin zu werden. Von den Ihrigen hört sie nichts; Herwig, auf den sie baut, läßt nichts von sich hören, so daß sie schließlich glauben muß, er sei tot. Wie wäre es sonst möglich, daß ihr Gatte sie solange im Elend ließe? Aber trotzdem wankt ihre Treue nicht, sie vergibt sich nichts, bis vierzehn Jahre des Leides in der Fremde herum sind. Der Dichter arbeitet absichtlich mit starken Mitteln.

Eine edle Dulderin steht vor uns, eine weltliche Märtyrerin. Haß gegen ihre Peiniger erfüllt sie, Stolz nnd Trotz halten sie aufrecht und in Treue fest. Aber die leidenschaftlichen Gedanken an Rache, die Kriemhild hegt, fehlen. In Kudrun mischt sich eben starkes, trotziges Heldentum und edelste Sittlichkeit.

Die Verbannte glaubt sich von Gott und den Menschen verlassen, dem blinden Ungefähr des Weltgeschehens preisgegeben. Die Last des Elends wächst, Bitterkeit dringt in die Tiefe der Seele. Soll die Getreue erliegen? Ist es der Sinn des Weltgeschehens, daß der treue und edle Mensch zerschmettert werde? Das Hiobproblem, die Frage nach dem Walten Gottes, die am Anfang der Deutschen Epik so erschütternd gestellt und nicht beantwortet wurde, erhebt sich am Ende derselben wieder. Der Kudrundichter ist Optimist. Das Christentum hat im Lauf der Jahrhunderte den Geist der Deutschen durchgesetzt, die Zeit des zehnten und elften Jahrhunderts, jene Zeit der Verinnerlichung, hat tiefe Wirkungen hinterlassen. Und wenn auch die Aufklärungsbewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts das eigentlich Kirchliche und Dogmatische in den Kreisen der ritterlichen Gesellschaft zurückgedrängt, im Nibelungenlied, wie wir sahen, verdrängt hatte, der wertvolle Kern ist geblieben: Gott führt schließlich alles gnädig und zum Heil des

bewährten Dulders hinaus; dem Verfasser der Kudrun ist Gott ohne Einschränkung der Gott der Liebe. Er greift jetzt durch ein Wunder unmittelbar in die Handlung ein.

In der Fastenzeit, eines Mittags, als die Mädchen wieder am Strande waschen, kommt ein Vogel auf der Flut zu ihnen geschwommen. Es ist aber ein Engel, den Gott sendet. Durch Ahnungen, Träume, Wasserfrauen sprach der schicksalsmäßig waltende, strenge, vergeltende Gott im Nibelungenlied: die freundlichere, christlichere Anschauung der Kudrun wählt einen Engel, um zu verkündigen, was geschehen soll. Die Königstochter fällt in Kreuzesform andächtig nieder: ihr Gottesglaube kehrt wieder, sie erkennt, daß Gott sie nicht verlassen hat. Ihre Trauer und Verzweiflung vergehen. Es ist die Wendung ihres Lebens.

Nun erfährt sie von dem himmlischen Boten, daß ihre Mutter ein großes Heer entsendet hat, daß Herwig und Ortwin leben, daß sie mit Horand, Frute, Wate, Irolt und Morung kommen um sie zu befreien. Am nächsten Morgen werden zwei Boten des Heeres an dem Orte erscheinen, wo sie wäscht. Kudrun schöpft neue Hoffnung, ihre Seele gewinnt neue Kraft. Jetzt, wo sie Hilfe sieht, wagt sie trotzigen Widerstand. Sie wäscht an diesem Tage lässiger und redet viel mit Hildburg. Die Nacht schläft sie nicht, sie wartet auf Erlösung.

Aber sie muß noch tiefer ins Elend und die Erniedrigung hinein. Früh fällt Schnee, barfuß waschen kann ihr den Tod bringen: so bittet sie Gerlind um die Erlaubnis, Schuhe anzuziehen. Um so etwas muß die Königstochter bitten! Es wird ihr mit harten Worten versagt, weinend wandert sie mit der Freundin zum Strande. Aber gerade diese äußerste Roheit der Peinigerin läßt ihre innere Kraft anschwellen: nun wird auch das Verlangen nach Rache lebendig. „Gott gebe, daß ich Euch heimzahlen kann, was Ihr an mir getan.“ Noch tiefer muß sie sinken. Mit nackten Füßen stehen beide Mädchen am Meere im Schnee. Sehnsuchtsvoll schauen sie hinaus auf die Flut nach den verheißenen Boten.

Lange vergeblich. Endlich naht eine Barke mit zwei Männern. Als sie sich nähert, wird sich die Königstochter erst recht bewußt, welche Schmach sie erleidet. Als vornehme Dame muß sie die niedrigsten Dienste tun und waschen. Ihr Standesgefühl bäumt sich auf, sie möchte fliehen vor Scham über ihre Schande. Und doch muß sie bleiben, weil die Retter kommen. Sie schwankt. Das Standesbewußtsein wird stärker: lieber immer dienstbar bleiben, als in solcher Niedrigkeit von Freunden gesehen werden. Das Standesgefühl siegt: sie eilt mit Hildburg davon. Der realistische Dichter zeigt in diesem kurzen Auftritt deutlich, was jene Erniedrigung für seine Heldin zu bedeuten hat; er steht ganz in der objektiven Anschauung von Schande, die die Zeit hatte. Man erinnere sich des objektiven Begriffs von Schuld, der sich im Nibelungenlied findet — gerade so wie im Parzival und Hartmanns Gregorius.

Die Fremden rufen hinter den Mädchen her, aber diese laufen weiter. Erst als sie Herwig bei aller Jungfrauen Ehre beschwört, kehrt sie um. Wieder das Standesgefühl der vornehmen Frau, die weiß, was die Ehre von ihr fordert. Die Erniedrigung vieler Jahre hat Kudruns Seele nicht angegriffen.

Zitternd vor Frost und Scham stehen die Jungfrauen vor den Fremden. Herwig bietet Kudrun seinen Mantel gegen die Kälte an, diese lehnt ab, weil es nicht schicklich sei. Sie bleibt immer Dame. Es ist ein öfters im Gedicht wiederkehrender Zug, daß Männerkleidung zu tragen Mädchen nicht zieme. Die Gesellschaft der „Kudrun" weiß, welchen Wert die äußerliche Unterscheidung der Geschlechter hat: ihre Frauen lehnen Angriffe auf die begründete Sitte selbst da ab, wo sie die Not zu rechtfertigen scheint.

Herwig und Ortwin erkennen die beiden nicht; Leid und Zeit haben ihr Äußeres verändert, ihre Schönheit ist dahin. Nun nennt der erstere seinen Namen. Aber Kudrun vermag ihm nicht ohne weiteres zu glauben. Mit leisem Vorwurf sagt sie, nun auch sich zu erkennen gebend: „Herwig lebt nicht mehr; lebte er noch, hätte er mich

längst geholt". Die Vermählungsringe geben die nötige Sicherheit, die lange getrennten Gatten dürfen sich endlich umarmen.

Kudrun möchte am liebsten gleich mit den Verwandten von dannen, aber die Ehre verbietet es, daß sie heimlich entführt werde: man läßt sie am Strande. Eine neue Prüfung. Wieder faßt sie, die die Rettung schon mit Händen greift, Verzweiflung: „Ach, mein Leid nimmt kein Ende; die, auf welche ich gehofft habe, wollen nichts von mir wissen, das Glück entfernt sich wieder von mir. Einst war ich die Vornehmste, jetzt die Niedrigste. Wem willst du mich preisgeben? Worauf soll ich arme Waise noch hoffen?" Aber der Gatte beruhigt sie; ehe die Morgensonne aufgeht, wird er mit 80000 Helden vor der Burg sein. Sie muß sich zufrieden geben.

Die Zurückbleibende schaut den beiden Rittern lange voll Schmerz und Hoffnung nach. Sie vergißt das Waschen, dann aber faßt sie sich, ihre starke Natur gewinnt die Oberhand, winkt ihr doch Befreiung. Und nun bricht aus ihrer Seele das lange zurückgehaltene Selbstbewußtsein hervor. Sie findet die Kraft zu handeln. „Ich wasche nicht mehr. Ich bin zu vornehm, Gerlinds Wäsche zu reinigen; niedrige Dienste stehen mir nicht an, denn zwei Könige haben mich geküßt." Die gute Hildburg vermag diesen Aufschwung des Stolzes und der Kraft nicht mitzumachen, sie mahnt ängstlich, die gewohnte Arbeit zu vollenden. Aber Kudrun — der Dichter nennt sie hier gewiß mit Absicht „Hagens Geschlecht" — strömt jetzt die lange verhaltene Leidenschaft des Trotzes, des Hasses, der Rache aus: „Ich erwarte Freude und Wonne, und wenn man mich bis morgen früh mit Ruten schlüge, würde ich doch nicht sterben. Eher wird mancher von unsern Peinigern den Tod erleiden!" In leidenschaftlicher Aufwallung wirft sie die Kleider ins Meer, man soll merken, daß sie sich wieder als Königin fühlt. Frei und stolz geht sie ohne die Gewänder zur Burg hinauf während Hildburg ihre gewohnte Last schleppt. Der innere Gegensatz der beiden Frauen wird fein herausgearbeitet. Kudrun ist die Enkelin des gewaltigen Hagen

und die Tochter der heldenmütigen Hilde; Hildburg, die sanfte, gute, ängstliche hat nichts von trotziger Heldenart in ihrem Wesen.

Beide kommen spät auf der Burg an. Gerlind straft sie mit harten beleidigenden Worten: „Wer hat Euch erlaubt, abends so spät an den Strand zu gehen? Warum spracht Ihr mit Knechten? Weibsbilder, wie Ihr, gehören nicht in ein königliches Gemach.“ Noch weiß sich Kudrun in der Gewalt der Alten. Da findet sie, auch hierin von echter alter Heldenart, eine listige Ausrede. Doppelsinnig sagt sie: „Ich bin nicht bereit mit jemand zu sprechen, außer mit meinen Verwandten“. Gerlind beschimpft sie stärker: „Falsches Weib, ich will dich mit Ruten züchtigen“. Da kann die Bedrängte ihren Stolz nicht mehr klüglich verbergen, immer selbstbewußter erhebt sich jetzt die lange gedrückte: „Züchtige mich nicht! Ich bin viel vornehmer als Ihr mit Eurer ganzen Sippschaft. Wenn Ihr mich schlagt, wird es Euch übel bekommen“. „Wo sind die Gewänder?“ fragt die Königin. „Ich habe sie unten liegen lassen; sie waren mir zu schwer. Seht Ihr sie nicht wieder, so ist es mir gleich.“ Die Fürstin, nicht mehr die stumme Dulderin steht jetzt vor der Alten.

So kühne Sprache hat die Fremde noch nie geführt. Erbost läßt sie die Alte, den Gipfel der Roheit ersteigend, an den Bettpfosten binden, um sie mit Ruten zu peitschen. Die Lage wird gefährlich. Aber Kudrun weiß auch jetzt auszuweichen, Rettung ist ja nahe. Zweideutig sagt sie: „Werde ich heute Nacht mit Ruten gestrichen und sieht man mich später bei mächtigen Königen unter der Krone stehen, dann wird mein Peiniger seinen Lohn bekommen“. Und listig fährt sie fort: „Damit Ihr mir die Züchtigung erlaßt, will ich lieber den Mann minnen, den ich früher zurückgewiesen habe. Ich will in der Normandie Königin werden. Dann aber werde ich mich rächen“. Die alten Helden verschmähten auch die List nicht.

Gerlind läßt sich täuschen. Sie glaubt ihr Ziel endlich erreicht zu haben und bindet Kudrun los. Diese führt ihre List weiter: „Ich will mich eines besseren

besinnen, die vielen Qualen kann ich nicht ertragen. Holt den König Hartmut, ich will tun, was er begehrt." Sie kann es wagen, so weit zu gehen; die Freunde sind ja nahe.

Der junge König kommt und will die Geliebte sofort umarmen. Aber sie weiß klug auszuweichen und Zeit zu gewinnen: „Noch bin ich die arme Wäscherin; es ziemt sich nicht für Euch, mich zu umfangen. Ich erlaube es erst, wenn ich gekrönt vor Euch stehe und Königin heiße." Vorwurfsvoll zeigt sie ihm auch ihre Mädchen: „Ist das anständig? Wie sehen sie aus? Wie hat man sie behandelt?" Hartmut schämt sich.

Kudrun und ihre Jungfrauen werden in ein vornehmes Gemach gebracht. Sie essen und trinken, die Königstochter ist in höchster Spannung. Aber sie bleibt Herrin der Lage, mit Klugheit bereitet sie das Kommende vor. Sie veranlaßt, daß viele Boten weggeschickt werden, die Freunde einzuladen: so schwächt sie die Besatzung der Burg. Um den Königssohn, der bei ihr weilt, sicher zu machen, wiederholt sie ihr Versprechen seine Gemahlin zu werden — freilich nicht, ohne listig die Bedingung daran zn knüpfen „wenn dies Land in Frieden bleibt". Sie weiß aber, daß bald Kampf losbrechen wird. Endlich läßt man sie mit ihren Mädchen allein: nur Diener und Schenken versorgen sie weiter mit Speise und Trank.

Lange hat sich Kudrun zusammengenommen und ihre wahre Gesinnung verborgen. Aber nun bricht doch die innere Freude einmal durch die Verstellung hindurch und verrät, was in ihrem Herzen vorgeht. Eine ihrer Jungfrauen weint, daß sie nun im Normannenland bleiben soll, aber ihre Herrin bricht in ein lautes Lachen aus. Man hinterbringt das Gerlind, sie hat es auch selbst gehört. Solch lautes Lachen ist wider den Anstand, es muß einen ganz besonderen Grund haben. Die Königin schöpft Verdacht, aber sie kann das Unheil nicht mehr verhindern.

Es wird Zeit zu schlafen. Kudrun schickt nun die normannischen Diener alle weg und bleibt mit den Ihrigen allein. Jetzt teilt sie ihnen mit, was sie weiß:

„Seid froh nach eurem Leide! Ich habe heute Herwig und Ortwin geküßt; morgen kommt die Rettung. Wer mir zuerst den anbrechenden Tag verkündigt, soll mit Burgen und Land reich belohnt werden.“ Jetzt ist sie auch ihren Mädchen gegenüber wieder ganz die Fürstin.

In der Frühe sieht sie das Heer der Hegelingen vor der Burg liegen, auf dem Meere schwanken Segel: eine Flotte liegt am Ufer. Die Stunde der Rettung, die Stunde der Vergeltung ist da. Es wäre kein Wunder, wenn jetzt Kudruns Herz von Gefühlen des Hasses und der Rache überflösse. Wir wissen ja, daß sie haßte und Rachegedanken hegte. Aber Kudrun ist nicht Kriemhild und soll es nach dem Willen des Dichters auch nicht sein. Wohl hat auch sie ihre Gedanken klug verborgen, klug und listig ihre Vorbereitungen getroffen. Als es aber so weit ist, gewinnen edlere, mildere Gefühle die Oberhand. Die Hegelingentochter ist eben nicht bloß von der harten, trotzigen Art alter Helden, sondern auch menschlich und von Herzen fromm: das Christentum hat bis auf den Grund ihrer Seele gewirkt und die Starrheit der ererbten Heldenart erweicht. Schon klagt sie, daß nun um ihretwillen viele Helden sterben werden. Freilich: ihre Feindin Gerlind tut alles, um solche sanfteren Regungen ihrer Seele zu ersticken.

Im Kampf um die Burg fällt Ludwig. Seine Gemahlin schickt sofort einen Knecht aus, Kudrun zu töten. Diese schreit laut auf — gegen den Anstand, wie der Dichter einfügt, aus Todesangst. Hartmut verdankt sie das Leben. So steigert sich das Böse, was man der Geraubten antut, immer mehr bis zum Mordversuch. Aber dennoch wird die wahrhaft christliche Gesinnung der Dulderin dadurch nicht gestört. Im Gegenteil: sie offenbart sich immer schöner und edler. Hartmut wird von Wate schwer bedrängt. Ortrun bittet für den Bruder. Kudrun ist, dankbar für das Gute, was ihr von der Bittenden erwiesen worden ist, gleich bereit, die Kämpfer zn trennen. In dem allgemeinen Blutbad, das der Eroberung der Burg folgt, nimmt sie Ortrun in ihren Schutz: diese ist ihr ja immer freundlich gesinnt

gewesen. Menschenfreundlich bedeutet sie den ergrimmten Wate, es wäre ihr lieb, wenn er nicht so tobe und nicht soviel Menschen töte. Ortrun hat sich gegen die Entführte immer freundlich betragen, Hartmut bezeigte sich gegen sie meist edel und hat sie eben vom Tode durch den Knecht errettet: daß Kudrun beide schützt, kann man leicht verstehen. Aber sie tut mehr, sie tut auch denen wohl, die sie beleidigt und verfolgt haben. Die ungetreue Heregart kommt und fleht um Schutz. Ihre frühere Herrin weist sie zunächst entrüstet zurück: „Ihr habt nicht beklagt, was mir und meinen Jungfrauen geschehen ist, Ihr habt Euch darüber hinweggesetzt: jetzt ist es mir gleichgültig, was mit Euch geschieht!“ Der Abfall der Gefährtin hat sie schwer beleidigt. Aber endlich läßt sie sich doch erweichen und verbirgt die Flehende unter ihrem Gefolge, freilich ohne sie vor Wates spähenden Augen schützen zu können. Und nun die höchste Bewährung ihres edeln, versöhnlichen Sinnes. Auch Gerlind kommt, ihre bitterste Feindin und grausame Peinigerin. Flehentlich bittet sie um Schutz vor dem tobenden Wate. Sie will gern die Magd der früher gedemütigten sein. Kudrun fühlt Genugtuung: „Jetzt wünscht Ihr, ich solle Euch gnädig sein? Aber wie kann ich Eure Bitte erhören? Ihr habt mir nie eine Bitte gewährt. Darum müßte ich Euch von Herzen gram sein.“ Einen Augenblick befriedigt sie der Anblick der gedemütigten Peinigerin. Aber ihr verzeihendes Herz verleugnet sich auch hier nicht: sie nimmt ihre Quälerin auf und versteckt sie unter ihrem Gesinde. Sie vergibt in echt christlichem Sinne ihrer ärgsten Feindin. Wate fordert die verborgene heraus. Da geht Kudrun noch weiter und leugnet, daß die gesuchte in ihrer Nähe sei: sie bemüht sich auf alle Weise sie zu retten. Allerdings vergebens. So erfüllt die schwer beleidigte und gequälte Fürstentochter das Gebot der christlichen Religion: liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch verfolgen. Trotz aller Leiden vieler Jahre bewährt sie ihre Frömmigkeit und Menschlichkeit, auch darin die Enkelin Hagens und der älteren Hilde. Zuerst für ihre Person; aber sie bemüht sich mit Erfolg, auch

andere Verwandte und Freunde zu gleicher Gesinnung umzustimmen. Denn nachdem die Befreiung gelungen ist und die Normannen bestraft sind, erlischt in ihrem Herzen jedes Rachegefühl, weicht jede Verbitterung, anders als bei Wate.

Sie führt Ortrun zur Mutter, diese soll sie küssen. Hilde weigert sich entschieden, aber sie muß den Bitten der Tochter nachgeben. Auch Hartmut soll sich die Mutter versöhnlich zeigen: „Liebe Mutter, denkt daran, daß niemand die Feindschaft des andern mit Bösem vergelten soll.“ Sie spricht hier den Kerngedanken der christlichen Sittlichkeit aus. Hilde weigert sich noch entschiedener, aber sie muß wieder nachgeben.

Kudrun wird nun mit Herwig gekrönt, die aufgeschobene Hochzeitsfeier wird nachgeholt. Aber die Königin will nicht allein glücklich sein. Frei von aller Bitterkeit möchte sie auch ihre bisherigen Gegner glücklich sehen und jeden Haß zwischen der hegelingischen und normannischen Familie austilgen. Ortrun soll ihren Bruder Ortwin heiraten. Der hat Bedenken. Hat man ihr doch den Vater erschlagen, ein inneres Verhältnis kann zwischen ihnen nicht aufkommen. Aber Kudrun schlägt seine Bedenken nieder: „Du sollst es durch Dienst so weit bringen, daß sie den Tod des Vaters nicht mehr beklagt.“ Sie verlangt, der Bruder solle um die Feindin werben, ein Gedanke von unerhörter sittlicher Größe. Auch die treue Hildburg soll nicht leer ausgehen: sie soll Hartmut bekommen. Ihre beste Freundin möchte sie ihrem Entführer und alten Feinde geben, um den Haß zu begraben, damit der einstige Bewerber ihrer ohne Groll gedenken könne. Derselbe Grund bestimmt sie, Siegfried von Morland mit Herwigs Schwester zu vermählen.

So stiftet Kudrun aus echt christlichem Sinne heraus am Schluß eine allgemeine, dauerhafte Versöhnung. Sogar den alten Wate gewinnt sie für ihre Versöhnungspolitik: er muß von seiner harten Forderung abstehen, Hartmut und Ortrun müßten sich vor Hilde durch einen Fußfall demütigen. Sie will keine neue Feindschaft säen. Dann zieht sie mit dem Gatten nach Seeland.

Kudruns Selbstbewußtsein und Standesgefühl bleiben ungebrochen, mochte man sie erniedrigen, wie man nur konnte. Ihre Treue gegen den Gatten hat lange Jahre standgehalten, mochte sie auch manchmal an ihm irre werden. Ihr Vertrauen auf den gnädigen Gott blieb siegreich, mochte es in Not und Drangsal auch einmal wanken. Die edle menschliche Anlage ihrer Natur konnte nicht unterdrückt werden, mochte schließlich auch die grausame Quälerei Haß und Rachegedanken aufkeimen lassen. Eine königliche Heldenseele, streng rechtlicher Sinn, wahre Frömmigkeit, edle Menschlichkeit bewähren sich glänzend und zeigen Wert und Kraft dieser Eigenschaften. So enthüllt sich vor dem Auge des Lesers immer reiner und schöner das Frauenideal des Dichters. Germanisches und Christliches mischt sich darin, Altüberliefertes und Modernes, Angebornes und Erworbenes, und so stellt sich das Wunschbild einer Deutschen Fürstin, einer edeln Deutschen Frau den Zeitgenossen dar und auch der Nachwelt. Denn diese tief empfundene Gestalt ist nicht veraltet, sie hat gerade der Gegenwart viel zu sagen.

Es liegt ein wunderbarer Glanz um Kudrun. Man möchte sie eine weltliche Heilige nennen, aber eben eine weltliche. Sie ist nicht im kirchlichen Sinne demütig oder gar asketisch fromm: sie endet ihr Leben nicht wie König Rother. In ihrer Lebensauffassung ist Raum für kraftvolles Selbstbewußtsein und königlichen Stolz, Haß und Rache, Freude an heldenhafter Tat und List, Sinn für Ritterdienst und feine gesellschaftliche Kultur; aber ebenso auch für Gottvertrauen, Liebe und Treue gegen den Gatten, Menschlichkeit, ja das Schwerste: wahre Feindesliebe. In dem Wesen dieser Gestalt vereinigt sich das Beste, was die Zeit bot. Das Bild der Iphigenie und ihres Wirkens taucht vor unsern Augen auf.

Rüdeger ist das Mannesideal des Nibelungenliedes, Kudrun das Frauenideal des jüngern Heldengedichts. Beide Gestalten zeigen, wie aus den mannigfachen geistigen Strömungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, kirchlichen und weltlichen, älteren und modernen,

einheimischen und ausländischen, Persönlichkeitsideale herauswachsen, die doch im Kern echt Deutsch sind, Gestalten, die das Starre und Herbe älterer Zeit, das Selbstquälerische und orientalisch Demütige des mittelalterlich-kirchlichen Christentums, das Französische des Ritterwesens beiseite lassen und einen tapferen, heldenmäßigen, feinen, weltoffenen Sinn zeigen, der an Luther gemahnt. Wir stehen auf der Höhe der klassischen mittelhochdeutschen Dichtung. —

Herwig und Kudrun stehen in der Mitte eines Kreises von Gestalten, die ähnlich angeordnet und abgestuft sind, wie die um Hetel und Hilde. Den Zusammenhang mit der älteren Zeit halten Gerlind und Ludwig von der Normandie, so wie Wate und Frute in der Gruppe der Hegelingen mit dem Zeitalter Hagens vermitteln.

Die alte Königin ist eine stolze Mutter und liebt ihren Sohn zärtlich. Aber über die Sippe greift ihr Gefühl nicht hinaus. Diese Liebe erheischt, daß dem Sohne die schönste, vornehmste Königstochter zuteil werde. Nun hört sie, daß niemand schöner sei als Kudrun, darum soll Hartmut um sie werben. Von ihr geht der Gedanke aus, sie betreibt die Werbung mit Eifer, freilich in altem Stil durch Boten.

Aber Hetel weist die Gesandten ab, weil König Ludwig nicht völlig gleichen Ranges ist. Die leidenschaftliche Gerlind ergrimmt, weint und klagt, aber sie gibt ihre Absicht nicht auf. Widerstand reizt nur ihre Willenskraft. Zäh strebt sie nach dem einmal gesetzten Ziel. Hartmut muß persönlich an Hetels Hof gehen. Als auch er unverrichteter Sache zurückkommt, rät sie zur Gewalt. Ihr mütterlicher Stolz ist beleidigt; daß Kudrun zu Hartmut keine Neigung verspürt, verschlägt ihr nichts. Für modernes Gefühlsleben fehlt ihr das Verständnis: sie wurzelt mit ihren Gedanken in der alten, rauhen Zeit. Nun flammt in ihrer Seele Haß auf, Haß gegen Wate und Frute, die Hetels Entschluß beeinflußt haben: sie möchte sie hängen sehen. Die Alte ist eine leidenschaftliche, tatkräftige Heldennatur, die durch einen Mißerfolg nur noch hartnäckiger wird. Mit unermüdlichem Eifer betreibt

sie den Rachezug, der die vornehme Jungfrau in ihre Hand bringen soll, rücksichtslos nur ihren Zweck verfolgend: „Es ist mir gleich, wenn Hetel und Hilde Schmerz geschehen sollte."

Ihre Sehnsucht wird erfüllt, die beleidigende Zurückweisung durch Hetel gesühnt: die Hegelingentochter naht dem Normannenstrande. Gerlind ist bereit, sie freundlich zu empfangen. Ihr Zorn verschwindet, weil sie ihren Zweck erreicht hat.

Aber der Stolzen und Unbeugsamen tritt eine Persönlichkeit gegenüber, die ihr gewachsen ist. Gerlind erlebt bei Hetels Tochter einen Mißerfolg: diese weist den ehrenden Empfangskuß zurück. Die alte Königin läßt sich nicht abschrecken und versucht zunächst durch Freundlichkeit die Feindin umzustimmen: sie solle den Sohn heiraten. Sie tröstet die Entführte: „Was man nicht ändern kann, soll man mit Ergebenheit ausführen". Sie ist bereit zu Gunsten Kudruns gleich auf ihre Krone zu verzichten. Man sieht, sie ist nicht grade hart und grausam; was sie tut, entspringt aus mütterlichem Gefühl.

Es nützt alles nicht, die Fremde bleibt fest. Das verletzt und erbittert die alte Königin. Sie ist gewöhnt ihren Willen durchzusetzen. Wille steht jetzt gegen Wille. Am Hofe ist Gerlind die stärkste Persönlichkeit, ja es schlummert etwas Dämonisches in ihr, und dies tritt nun, geweckt durch Kudruns Widerstand, mehr und mehr in die Erscheinung, bis sie zur „Teufelin" wird. Unbedenklich greift sie Kudrun gegenüber zu immer härteren Maßregeln, die dem edeln Hartmut, der in den Anschauungen und Gefühlen einer modernen Zeit lebt, nicht zusagen. Nur mit Rute und Geißel sei die Spröde zu bekehren! Der Sohn verlangt, die Mutter solle in Güte verfahren. Heuchlerisch stimmt die Alte zu, aber sie tut es nicht, steigert vielmehr die Mißhandlungen: der Wille der Gegnerin muß gebrochen werden. Fast neun Jahre bringt sie es über sich, die Arme zu quälen; ohne Erfolg, denn in Kudrun findet sie eine Gegnerin, die ihr gewachsen bleibt. Die Schmach erhöht sie durch fortwährendes

Schimpfen und Zürnen. Sie gewährt den Mädchen nie eine Bitte, jagt sie bei Schnee und Kälte an den Strand, ihrer Gesundheit und ihres Lebens nicht achtend. Als Kudrun nach dem Gespräch mit Herwig und Ortwin erst spät heimkommt und sich stolz gegen die Vorwürfe der erbosten verteidigt — es ist das erste Mal, daß Gerlind solche Worte hört, — gerät diese ganz außer sich. Sie läßt das Mädchen ausziehen, um sie selbst mit Ruten zu peitschen, bis die Haut von den Knochen fällt, der Höhepunkt satanischer Grausamkeit und Roheit. Der Dichter nennt sie hier „Wölfin": die ganze ungebändigte Wildheit einer Natur älterer Art bricht hervor.

Wie bei Kriemhild ist die Kehrseite dieser fast dämonischen Wildheit die Liebe, die Liebe zum Sohn. Als die Bedrohte scheinbar einwilligt, Hartmut zu nehmen, legt sich der Zorn sofort. Sie läßt sich durch die plötzliche Umkehr der andern täuschen, doch deren Lachen macht sie wieder mißtrauisch: sie hat den nüchternen Wirklichkeitssinn der älteren Helden. Sie warnt den Sohn, die Sorge läßt sie nicht schlafen; und wirklich liegt schon am andern Morgen der Feind vor den Mauern.

Nun offenbart sich erst recht ihre Heldennatur. Sie tröstet und gibt Rat, sie weckt den ahnungslosen Gatten und mahnt, die Verteidigung vorzubereiten. Dabei denkt sie ganz wie die ältere Generation. Nur keine überspannten Begriffe! Man soll in der Burg bleiben und sich verteidigen, nicht zwecklos hinausziehen, weil die Besatzung zu schwach ist. Sie erbietet sich, selbst mit ihrem Gesinde Steine in den großen Ärmeln für die Wurfgeschütze herbeizutragen. Aber der moderne Ehrbegriff des Sohnes läßt den vernünftigen Rat der Mutter in den Wind schlagen; weinend sieht die Mutter die Ritter zum Tor hinausreiten. Dann nimmt sie lebhaft am Kampfe, der sich unten abspielt, Anteil. Ein Heldenweib alter Art, feuert sie die Männer an und verspricht ihnen reichen Lohn. Sie vergleicht sich hier der jüngeren Hilde.

Der Gatte fällt im Streite. Ihr erstes Gefühl ist: Rache für das vergossene Blut! Kudrun soll zur Strafe

sterben. Der Gedanke der Blutrache, der Rechtsgedanke der alten Sippenverfassung, wird in ihr sofort lebendig, wie einst in der Seele Hildes: die christliche Forderung der Feindesliebe, die Kudrun innerlich erfaßt hat, bedeutet ihr gar nichts. Sie dingt um Gold einen Knecht, der die Hegelingentochter töten soll. Aber der Sohn verjagt den Mörder: alte und neue Denkart stoßen hier wieder einmal heftig zusammen; der Dichter zeigt den Wandel der Zeiten.

Es naht die Vergeltung: Gerlind muß von ihrer Höhe herab. Die Burg wird genommen, Wate dringt ein und sucht vor allem die alte Königin, die Urheberin des Übels. Jetzt muß sie sich demütigen, wenn sie ihr Leben erhalten will. Sie gewinnt es über sich und fleht Kudrun — doch weniger widerstandsfähig als diese — um Rettung an: sie will ihr all ihren Besitz geben, sie will ihr als Magd dienen, so wie die Feindin ihr einst dienen mußte. Aber das rettet sie nicht: Wate schlägt ihr das Haupt ab. Sie endet unrühmlich, wie Kriemhild, zur Sühne ihrer Schuld.

Die Gestalt ihres Gatten, Ludwigs, des Königs der Normandie, schildert der Dichter um ein weniges freundlicher. Aber auch er gehört durchaus zur älteren Generation. Er ist der regierende Herrscher, der mit Gerlind auf seiner Burg am Meere waltet, doch hat er seinen Sohn wohl schon als Mitregenten angenommen — die Verhältnisse sind nicht ganz klar. Ludwig ist zwar ein mächtiger Fürst, aber er trägt neben dem eigenen Besitz noch Lehen von Hagen. Das bedingt eine mindere Stellung den Königen gegenüber, die Kudruns Ahnen sind oder um Kudrun werben. Er ist ein König zweiten Ranges, ein armer künec nach dem bekannten Ausdruck Walthers v. d. Vogelweide. Vielleicht betont der Dichter deshalb geflissentlich seine Freiheit (der vrîe). Dieser Standesnachteil wird für die Entwicklung der Handlung von Wichtigkeit: man erkennt auch hieraus, wie an dem Motiv von Siegfrieds Dienstbarkeit im Nibelungenlied, welch große Bedeutung die Standesrücksichten für die Schicht haben, in der die altdeutschen

Heldengedichte wurzeln. Es ist die Schicht der Fürsten: Leben und Denken dieser herrschenden Schicht des Volkes spiegelt die alte Epik; was unter ihr liegt, bleibt im Dunkel. Nur Gedichte wie der Rudlieb oder Meier Helmbrecht leuchten dahinein.

Ludwig ist ein Held alten Stiles. Stark, kühn, tapfer, kampflustig nimmt er überall selbst am Kampfe teil, ein Mann von bewunderungswürdiger Kraft, dessen Hand tiefe Wunden schlägt, Fatalist, wie die alten Recken, mit einer Neigung zum Spotten, erfahren und schlau: durch eine List bringt er die Normannen unbemerkt vom Wülpensande weg.

Der alte König heißt niemals Ritter. In der Tat liegt ihm auch das moderne Wesen ganz fern. In der Beziehung steht er Wate nahe. Er versteht es nicht, sich mit schönen Damen abzugeben. Gegen Kudrun ist er roh und gewalttätig: weil sie sich weigert, seines Sohnes Frau zu werden, wirft er sie an ihren Zöpfen ins Meer. Er hindert nicht, daß Gerlind die Mädchen waschen läßt und sie barfuß in den Schnee und die Kälte schickt. Allerdings scheint er von den Grausamkeiten seiner Frau nichts zu wissen; mindestens hat er unmittelbar damit nichts zu tun. Seine Härte ist mehr Übereilung, Mangel an mâze, als Vorsatz; denn nach jener ersten Roheit läßt er sich die Vorwürfe des Sohnes gefallen und gibt klein bei.

Gutmütige Züge fehlen in dieser unhöfischen Gestalt nicht ganz. Als man in die Nähe des Normannenstrandes kommt, sagt er, Kudrun solle nun fröhlich sein, jetzt werde sie belohnt werden. Wenn sie Hartmut liebe, solle all das ihr Eigen werden, was er und sein Sohn besäßen.

Sinn für romantische Brautwerbung hat dieser Recke der älteren Zeit natürlich nicht. Gegen Hartmuts Absicht macht er Bedenken geltend: das Land Hetels liege zu fern — der Dichter denkt sich das Land der Normannen in Süditalien, vielleicht hat er Sizilien im Sinn —; die Boten könnten unterwegs zu Grunde gehen, die Hegelingen seien übermütig und hochfahrend; ihn schreckt die Erinnerung

an die Entführung Hildes aus Irland, er ahnt, daß man den Sohn abweisen wird.

Freilich als Hartmut bei seinem Entschluß verharrt, nimmt er tatkräftig an der Unternehmung teil. Er weiß, wie man solche Angelegenheiten bei Hofe betreibt: er will zwölf silberbeladene Saumtiere mitschicken, vielleicht geht die Sache dann glatter.

Die Boten werden abgewiesen. Nun erfaßt ihn der Zorn über die Beleidigung, vor allem aber deshalb, weil die weite Reise und alle Mühe unnütz gewesen sind. Er ist nun auch für den Rachezug: er war nie so freigebig wie bei der Vorbereitung desselben. In den Kämpfen, die sich ergeben, tötet er Hetel. Später erliegt er Herwigs Schwert.

Mit Siegfried von Morland treten wir in die Welt der modernen Denkart ein. Dieser ist ein gewaltiger König: ihm gehorchen Morland, Alsabê, Ikaria, deren Fürsten seine Vasallen sind. Sieben davon folgen ihm, später sind es neun. Der Dichter liebt es, im Fortgang der Erzählung die Zahlen zu übersteigern.

Die Mohren sind Heiden. Sie haben dunkelbraune Farbe, sie singen nach arabischer Melodie: der Dichter denkt bei ihnen wohl an Sarrazenen. Die Eltern des Königs sind nicht eines Stammes. Der Vater war Christ: von ihm erbte der Sohn die weiße Hautfarbe und das blonde Haar; die Mutter war Heidin, darum heißt Siegfried an einer andern Stelle, im Widerspruch zur ersteren, braun (sal).

Der König wird ganz sympathisch dargestellt: der Dichter steht den Heiden nicht als Geistlicher gegenüber. Aber es fehlt bei dem fremden, Nicht-Deutschen Helden die übliche Schilderung; es fehlen — doch wohl absichtlich — die Beiwörter, die den Recken kennzeichnen. Es heißt zwar: er war bekannt wegen seiner Kraft, aber er muß später vor Hetel fliehen; er gehört nicht zu den Kämpfern ersten Ranges. Er denkt an seinen Ruhm, stolz läßt er sich nicht durch Drohungen einschüchtern, er weiß so zu handeln, daß seine Ehre gewahrt bleibt.

Siegfried ist Ritter, wenn er auch selten so genannt wird. Durch Ritterlichkeit und Frauendienst stellt er sich deutlich zur Gruppe der Modernen. Er dient edeln Damen; höflich erklärt er: „Ich werde Hilden immer dienen“, seine Werbung um Kudrun vollzieht er ganz in der Form des Frauendienstes. Darauf legt der Dichter viel Wert.

Der Mohrenkönig hört viel Rühmenswertes von der Tochter Hildes erzählen, deshalb möchte er sie besitzen. Er schickt nicht Boten, sondern kommt selbst von weit her an den Hof der Hegelingen, um sich dort vor den Augen der begehrten in ritterlichen Kampfspielen sehen zu lassen. Er führt vor der Burg Matelane große Taten aus, ebenso wie innerhalb derselben vor dem Hause des Wigalois; ein edler Ritter hätte nicht mehr leisten können zu Kudruns Ehren als er. Und er hat Glück. Die Gefeierte wird ihm durch diesen Dienst geneigt und zeigt es ihm oft. Der heidnische Fürst wirbt unbefangen um die christliche Prinzessin; diese stößt sich nicht an sein Heidentum und seine braune Farbe: der Dichter lebt in der Zeit, wo sich Christentum und Islam vielfältig friedlich berühren und durchdringen, in der Zeit Friedrichs II. Kudrun ist fromm, aber nicht kirchlich enge, und bei Siegfried spielt das Religiöse überhaupt keine Rolle. Man erinnert sich des Hofes Etzels und an Lessings Nathan.

Aber, wenn auch der junge Ritter die Gunst seiner Dame erlangt, so doch nicht die Einwilligung des Vaters. Dieser sieht stolz auf den Sarrazenen herab und weist die Werbung zurück. Schwer gekränkt geht der Mohrenkönig davon; er wird sich rächen, er droht Hetels Reich zu verwüsten, ein tatkräftiger Held und von schnellem Entschluß, ein Mann, wie ihn Kudrun gern hat. Aber sein Land liegt zu weit, darum kommt ihm Herwig mit seinem Kriegszug zuvor und erwirbt die Braut.

Auf diese Kunde hin sammelt der zurückgewiesene Freier ein Heer. Herwig wird der Krieg erklärt, er kommt in schwere Bedrängnis: der Schwiegervater rückt mit Hilfe heran. Aber der ritterliche Siegfried führt

den Krieg nach humanen Grundsätzen: er verschont die Burgen und zeigt sich überhaupt als einen Menschen der modernen, milderen Zeit. Die Hegelingen sind in dieser Beziehung weniger zurückhaltend.

Die Mohren kommen allmählich ins Gedränge. Irolt fordert sie auf, den Krieg durch einen Frieden zu schließen. Siegfried glaubt, er solle sich unterwerfen. Das lehnt er ab: was gegen seine Ehre geht, darauf läßt er sich nicht ein. Da sagt Frute beruhigend: „Wenn Ihr mir zusichert, uns mit Eurem Heere zu helfen — Kudrun ist inzwischen von den Normannen geraubt worden — „dann lassen wir von dem Kriege ab.“ Das geht nicht wider die Ehre, Siegfried ist bereit, und nun ziehen die früheren Gegner gemeinsam den Normannen nach. Der Mohrenfürst bewährt ritterliche Zuverlässigkeit: er kämpft auf dem Wülpensande tapfer auf Seite der Hegelingen. Später bei dem Rachezug stellt er unaufgefordert seine Mannen; er weiß den festgesetzten Zeitpunkt und kommt von selbst mit 10000 Recken, um dann tätig am Kampfe teilzunehmen.

Nach der Eroberung der Burg geht er, wie auch Irolt und Morung, höflich zu den Damen, zu Kudrun und verneigt sich vor ihnen: der kleine Auftritt kennzeichnet den höfischen Ritter. Die Bitternis, von der einst umworbenen abgewiesen zu sein, hat er überwunden. Sie wird zuletzt ganz aus seiner Seele genommen, indem Kudrun anregt, ihm die Schwester Herwigs zur Frau zu geben. Er willigt gern ein. So wird schließlich auch der ritterliche Heide und Sarrazene in die Gemeinschaft der Familie Kudruns aufgenommen, ein Ausdruck der Denkart der Zeit, in der ritterlicher Sinn, ritterliches Wesen sogar die Schranken des Volkstums und der Religion überbrückte. Wie anders noch hundert Jahre vorher im Rolandslied, wo das Weltlich-Ritterliche ganz dem Kirchlich-Religiösen untersteht; in diesem Gedicht wäre eine solche Heirat nicht möglich gewesen.

Mann des Frauendienstes bleibt der Fürst bis zuletzt: er wird Herwigs Schwester dienen. Freilich, eine gewisse Derbheit tritt dabei hervor, wenn er sagt: „Ich werde

der Dame so eifrig dienen, daß man mich in dem Bett der Schönen finden wird". Ganz auf der Höhe des Höfischen steht er mit dieser Bemerkung nicht. Es spricht der Geist der Frühzeit des Minnesangs aus dieser Gestalt: Meinloh von Sevelingen.

Der junge Ortwin, Kudruns Bruder, steht Siegfried nahe. Hetel läßt seinen Thronerben ausgezeichnet erziehen. Wate unterweist ihn so, daß der junge Mann sein Streben auf die Vorzüge der Vornehmen richtet: er lernt die ritterliche Waffenübung und die Unterhaltung der Vornehmen, die Vogelbeize; er erfüllt sich mit den Anschauungen seines Standes: die Arbeit des Waschens ist für eine Fürstentochter eine Schande.

Allmählich wächst er zu einem tüchtigen Helden und Fürsten heran. Der Dichter legt ihm die Eigenschaften des Helden älteren Stiles bei: er ist kühn, tapfer, kampfbegierig, infolge seiner Jugend nicht immer vorsichtig. Er hält auf Treue: ehe er Kudrun befreit, fragt er sie, ob sie Hartmut Kinder geboren habe, ob sie treu geblieben sei. Er denkt ganz wie die Schwester. Als König ist er freigebig.

Der Tod des Vaters entflammt sein Rachegefühl, er lebt noch durchaus in den Gedanken der Blutrache. Er sinnt dauernd auf Rache für die Schwester und frohlockt, als sie gelingt. Wenn man ihn auf seiner Abenteurerfahrt tötet, soll man ihn rächen. Aber der Raub der Schwester stimmt ihn traurig, der Schwester zuliebe geht er selbst auf Kundschaft. Er weint, als er am Strande hört, sie sei tot. Diese Mischung von Härte und Zärtlichkeit, beides Ausfluß seines Sippengefühls, fand sich schon beim alten Hildebrand. So heißt Ortwin mit Recht helt, recke, degen: es sind die Beiwörter des Helden alter Zeit. Das Christentum hat seine Seele nicht erweicht.

Aber der moderne Geist hat doch auch ihn beeinflußt. Zwar ist er offenbar nicht an dem feinen dänischen Hofe erzogen worden, aber er ist doch ein edler Ritter, ein Held, der nach ritterlicher Weise kämpft. Seine Fahrt auf Kundschaft gegen die Normannenburg tadelt der

vorsichtige alte Recke Wate als kindisch und abenteuerlich. Aber Ortwins Denkart ist eben nicht mehr ganz die des alten Recken. Auch Frauendienst scheint ihm nicht fern zu liegen, wenigstens setzt bei ihm Hartmut solche Absichten voraus; immerhin, unmittelbar wird davon nichts gesagt.

So scheint er noch stark der Generation Hetels und Hildes mit seinem Wesen anzugehören. Aber der Dichter legt ihm einen Zug bei, der ihn sofort neben Siegfrid von Morland, den Frauenritter, stellt: einen scharfen, vielleicht schon romantischen Ehrbegriff, der an den der Artusromane erinnert. Er ist doch wohl französischen Ursprungs: er findet sich schon in der Chanson de Roland. Herwig und er treffen am Strande mit Kudrun zusammen. Der Gatte möchte die Gattin sofort mitnehmen, um sie jeder Gefahr zu entziehen. Er findet dabei nicht das mindeste Anstößige, in diesem Punkte ganz Held älteren Stils. Aber Ortwin erklärt: „Das soll nicht geschehen. Und hätte ich hundert Schwestern, die ließe ich lieber sterben, als daß ich hier in der Fremde so heimlich täte; die man mir im Kampfe genommen hat, will ich nicht wie ein Dieb wegführen!“ Herwig macht Einwendungen, aber der andere bedeutet ihm mit Entschiedenheit: „Eher lasse ich mich mit der Schwester zerhauen“. Und auch den flehenden Bitten Kudruns gegenüber bleibt er bei aller brüderlichen Liebe fest: „Es liegt nicht in meiner Art, dich anders als in ehrenvoller Weise mit fortzuführen. Auch müssen wir an deine edlen Jungfrauen denken. Sie haben mit Kudrun in diesem fremden Lande unser geharrt, dafür müssen sie belohnt werden.“ Hier spricht auch der pflichtbewußte Fürst. Herwig läßt sich überzeugen und läßt die Gattin, blutenden Herzens, am Strande zurück; Ortwins Ehrbegriff setzt sich durch. Der Dichter hat den Auftritt verhältnismäßig breit behandelt, ein Zeichen, daß er auf ihn Wert legt. Er denkt ebenso wie Ortwin.

Der Jüngling ist der künftige Thronfolger. Darum zeichnet ihn die Dichtung auch als eine erfreuliche Herrschergestalt. Schon die Sorge für das Gesinde Kudruns weist in dieser Richtung; und am Schlusse

schwören sich Ortwin und Herwig zu, ihr Fürstenamt immer in rühmenswerter Weise zu führen.

Die Schärfe, die bei alledem im Wesen Ortwins liegt, mildert sich dadurch, daß er zuletzt wie Siegfried unter den Einfluß der menschlich fühlenden Schwester kommt. Diese rät ihn, Ortrun zu heiraten, um den Haß der Familien aus der Welt zu schaffen und den Gedanken an Blutrache nicht aufkommen zu lassen. Ortwin glaubt nicht, daß Ortrun dazu bereit sein könne, hätten sie doch ihren Vater getötet. Er würde so etwas auch nicht vergessen können. Er setzt bei der Normannin dieselbe Stärke und Unbeugsamkeit des sippenmäßigen Rachegefühls voraus, die ihn selbst treibt. Kudrun verlangt, er solle durch Dienst diesen Haß beseitigen, und Ortwin tut, was sie wünscht. Ortrun ist bereit, sein Weib zu werden; so erkennt der Held, daß das Gefühl der Blutrache in Ortrun überwunden ist. Die alte Zeit sippenhafter Denkart, in der die vorhergehende Generation noch befangen war, ist vorbei, die der Menschlichkeit angebrochen. Man denkt an den Schluß der Iphigenie.

Es folgt in der Reihe Hartmut, Ludwigs Sohn. Ein Jüngling, darum heißt er kint, wie Giselher im Nibelungenlied.

Auch er wird als echter Deutscher Held geschildert, als helt, degen, recke. Denn er ist kampfgeübt, kühn, kampfeslustig, grimmigen Sinnes. In den Kämpfen, an denen er teilnimmt, zeichnet er sich aus, den besten Helden der Hegelingen gegenüber hält er sich mit Erfolg; sogar mit einem Wate wagt er den Streit, ein Versuch, der ihm schon an sich Ehre macht, noch mehr, daß er dem ungeheuren Kämpen eine Weile stand hält. Belagert bleibt er nicht in der Burg, sondern tritt draußen dem Feinde entgegen: lieber sterben als sich ehrlos hinter Mauern verkriechen. Er besitzt die Kenntnisse des Helden, er kennt alle Wappen der Fürsten. Er ist stolz und von starkem Standesgefühl: eine Heirat unter seinem Stande würde er verweigern und lieber sterben. Unehrenhaftes hat er nie getan. Das sind alles Züge, die sich auch an den Helden älterer Generationen finden.

Hartmut teilt offenbar mit dem Vater die Herrschaft, doch ohne Krone zu tragen. Das Verhältnis zum Vater ist nicht ganz klar. Der Sohn hat Gefolge um sich und Vasallen in großer Zahl, Land und Burgen gehören ihm. Er ist freigebig und sorgt für seine Leute: also ein guter Herr. Kriege halten ihn oft und lange von der Burg fern: er ist ein tatkräftiger Herrscher. Aber freilich, als Sohn Ludwigs, der von einem andern König Lehen hat, ist auch er minderen Ranges.

In dem Bilde des Jünglings überwiegen jedoch die ritterlich modernen Züge; je weiter die Erzählung rückt, um so stärker treten sie hervor.

Hartmut heißt sehr oft Ritter, von altem Geschlecht, auserwählt, ausgezeichnet, vornehm. Er kämpft stets wie ein Ritter und wird, wo man Helden beurteilt, stets als vortrefflicher Ritter geschätzt. Schön, wohlgewachsen übertrifft er alle an Schönheit; er steht da, als ob er gemalt wäre.

Auch nach der geistigen Seite hin kennzeichnet ihn der Dichter als Glied des Ritterstandes.

Hartmut ist in vollem Maße höfisch gebildet. Die höfischen Eigenschaften des wohlerzogenen Jünglings werden rühmend erwähnt. Mit Anstand entbietet er der Mutter seinen Dienst: er weiß, was Damen gebührt. Höflich bietet er Kudrun die Hand, als sie aus dem Schiffe steigt, höflich verzichtet er darauf sie zu umarmen, als sie es ablehnt, höflich bittet er sie, verletzende Worte zu unterlassen. Dem rohen Betragen des Vaters widersetzt er sich heftig und schilt ihn: alte und neue Gesittung stoßen hier in Vater und Sohn zusammen. Freilich, hin und wieder reißt ihn die Leidenschaft doch zu harten Worten hin. Aber man kann es entschuldigen, es macht die Ungeduld des Liebhabers.

Von Frauendienst hören wir allerdings nichts bei ihm. Wohl klingen die Ausdrücke desselben an: Kudrun solle ihm gebieten, da sie ihn nun nehmen wolle; damit stellt er seine künftige Ehe unter den Dienstgedanken. Indes muß doch gesagt werden, daß der Dichter von Hartmut nicht erzählt, er habe Hetels Tochter durch

Dienst zu gewinnen versucht, wie Siegfried oder Herwig. Auch der Gefangenen dient er nie. Es scheint also, daß der Dichter — anders als bei dem Seeländer — diesen modernen Zug seiner Gestalt nicht einfügen will. Vielleicht erklärt sich daraus, daß Kudrun ihm nie geneigt gewesen ist, denn sie hat Gefallen an dem modischen Wesen.

In seinem Verhältnis zu Kudrun ist Hartmut mehr mit Liebhabern älterer Zeit zu vergleichen. Man denkt an Etzel und Hetel. Er hört von der Schönheit der Hegelingenfürstin, aber die Kunde macht zunächst keinen Eindruck. Erst die Mutter, die für ihren Sohn die schönste und vornehmste Frau wünscht, bringt ihn auf den Gedanken um sie zu werben. Er holt nun den Vater. Dieser hat Bedenken, aber gerade sie und die Schwierigkeiten, die sich auftun, reizen den ritterlichen Jüngling: „Wenn ich auch ein großes Heer über Erde und Meer führen müßte, täte ich es doch gern. Ich bin so gesinnt, daß ich nie aufhöre, bis ich Kudrun gewinne.“ Wenn es ein schönes, reiches Weib zu gewinnen gibt, kennt er keine Entfernung. Nicht die Person, die Schwierigkeiten reizen den jungen Fürsten: das erinnert an die abenteuerliche Art Siegfrieds von Niederlanden. Zunächst schickt er Gesandte zu Hetel: die ältere Art der Werbung. Man denkt an Rother.

Indes auch wieder nicht. Der Werbende wünscht zu gefallen: nur wenn es ihr angenehm ist, und wenn sie Königin seines Landes werden will, möchte er die Gepriesene besitzen. Er ehrt den Willen der Frau, er wünscht ein inneres Verhältnis als Grundlage der Ehe.

Aber bald mischt sich sein Gefühl ein; Kudruns Gestalt fängt an, seine Einbildungskraft zu beschäftigen, die Werbung wird ihm Herzenssache. Es wird ihm oft weh, bis er sie sehe. Er bleibt in Liebesgedanken zurück, während die Boten unterwegs sind; Schmerzen und Freude wechseln in seiner Seele — wie bei König Rother und Etzel.

Die Boten kommen unverrichteter Sache zurück. Das erschreckt ihn, denn schon ist sein Herz gefesselt; der Ruf von Kudruns Schönheit hat es ihm angetan. Er fragt

die Heimkehrenden, ob die Gepriesene wirklich so schön sei. Man bejaht es, und nun erklärt er: „Ich will nicht ohne sie bleiben“. Sein Herz begehrt heftig nach der entfernten Schönen. Die Sehnsucht veranlaßt ihn zu einem neuen Versuch. Hat er vorher den üblichen Weg eingeschlagen, so versucht er es jetzt in romantischer Weise, persönlich. Freilich auch jetzt nicht durch Dienst. Er geht, wie einst Authari, unerkannt an Hetels Hof. Seine vornehme, feine Art macht dort auf Herren und Damen den besten Eindruck. Alle müssen zugeben, daß er die Minne einer vornehmen Dame verdiene.

Er schaut nun die Geliebte oft heimlich an, sie gefällt ihm über die Maßen. Nun läßt er ihr heimlich mitteilen, er sei Hartmut, Sohn des Königs der Normandie. Kudrun weiß, daß er bereits um sie geworben hat, sie will ihm wohl, aber Neigung zu ihm verspürt sie nicht, nur Mitleid: sie würde bedauern, wenn man den Werber entdeckte und ihm ans Leben ginge. Sie läßt ihm sagen, er möge sich um seiner Sicherheit willen vom Hofe entfernen. Hartmut erreicht sein Ziel auch das zweite Mal nicht.

Nun wird er zornig und geht heim, um sich für die doppelte Zurückweisung Genugtuung zu verschaffen, allerdings so, daß er die Huld der Jungfrau nicht verliere. Seine Liebe ist, seitdem er Kudrun gesehen, entflammt: ihm ist weh nach ihr. Wenn er sie als Königin heimführen könnte, würde er dafür nicht ein großes Fürstentum nehmen. Liebe geht ihm jetzt vor Macht. Oft plagt ihn die Liebespein.

Die Entführung der Geliebten wird klug und sorgfältig vorbereitet, aber ehe er die äußerste, letzte Gewalt anwendet, versucht er es noch einmal in Güte; er möchte eben Kudruns Gunst nicht verlieren: ihm liegt nicht bloß am Besitze der schönen Frau, sondern auch an einem herzlichen Verhältnis zu ihr. Er fühlt anders, feiner, als Gunther im Nibelungenlied. Er schickt vor dem Sturm auf Matelane noch einmal eine Gesandtschaft: „Wenn es möglich ist, möchte ich Eure Liebe erwerben; ich werde Euch gern dauernd zu Diensten sein“. Aber freilich fügt er hinzu: „Ich lasse mich eher in Stücke

hauen, als daß ich ohne Euch heimkehre". Hier spricht der leidenschaftliche Liebhaber.

Er hat es noch einmal in Güte versucht: hier kommt die Seite seines Wesens heraus, die der Dichter besonders und von nun an immer heller beleuchtet: seine Menschlichkeit, sein edles Gefühl. Hartmut ist ein Muster schöner Humanität.

Er bringt die Geliebte nach der Normandie, sie wird ihm lieb, wie sein Leben. Auf seiner Burg lebt er immer in Besorgnis vor einem Angriff der Hegelingen; aber wie er schon früher versucht hat, die andere durch Freundlichkeit zu gewinnen, so behandelt er sie jetzt stets höflich und menschlich, obwohl sie stets widerstrebt. Er erweist ihr Dienste, wo er kann, immer in der Hoffnung sie umzustimmen; er läßt sie wie die künftige Königin des Landes halten. Vergebens. Aber auch dann meidet er Härte und Gewalt: die Mutter soll die Geraubte umstimmen, aber durch gütige Behandlung. Er mißbilligt später Gerlinds Grausamkeit auf das Schärfste: die Denkweisen zweier Generationen stoßen hier gegen einander. Hartmut begreift Kudruns Abneigung, er ehrt deren Gründe: „Ihre Verwandten haben wir getötet und viele Ritter dazu; wir machten sie zur Waise, mein Vater erschlug den Ihrigen. Deshalb ist sie leicht zu verletzen, man muß Geduld haben." Mit entsagender Liebe und Geduld wartet er neun Jahre.

Gerlinds Mittel helfen nichts, da versucht er es noch einmal persönlich. Er geht zu Kudrun ins Frauengemach: „Ihr sollt mich lieben und Königin werden! Meine Helden werden Euch dienen." Er bedauert aufrichtig, daß sie von der Mutter so schlecht behandelt worden sei, aber die Jungfrau lehnt ab. Nun faßt den Geduldigen der Zorn: eine Drohung entfährt seinen Lippen. Aber seine edle Natur hindert ihn, sie wahr zu machen: solche Ausbrüche, die wiederkehren, sind ja nur Zeichen seiner Liebe, nicht einer rauhen Seele. Denn nun schickt er Ortrun: ein neuer Versuch der Freundlichkeit. Er bleibt freundlich und dienstwillig, obwohl ihn Kudrun durch verletzende Worte kränkt. Doch erreicht er wiederum nichts.

Endlich gibt die Spröde scheinbar nach. Man meldet es Hartmut, er kann es zunächst nicht glauben. Aber er liebt Kudrun: für die Nachricht, daß sie ihn heiraten will, will er gern, wenn es wahr ist, drei Burgen und die Huben dazu geben, dazu 60 Goldringe; denn wenn ihn die Königstochter nimmt, wird er immerdar glücklich sein. Die erste Botschaft wird ihm von andern bestätigt; da springt er fröhlich vom Stuhl auf. Jetzt glaubt er, Gott habe das Herz der Unbeugsamen erweicht. Er eilt sofort zu ihr, um sie zu umarmen. Sie lehnt noch ab: sofort tritt er zurück, immer höflich und rücksichtsvoll. Aber er sorgt dafür, daß nun der Gefangenen alle ihre Wünsche erfüllt werden. Er schwebt in Glücks- und Liebesstimmung. Gerlinds schlimme Ahnungen machen ihm nichts: er glaubt, was sein Herz wünscht, und freut sich der Fröhlichkeit Kudruns, „ich gönne ihr ihre Freude".

Aber die Mutter hat Recht gehabt, am andern Morgen beginnt der Kampf: die kluge Tochter Hetels hat ihn getäuscht. Aber er läßt es sie nicht entgelten. Auch in höchster Lebensgefahr sorgt er für die Geliebte. Diese soll auf Befehl Gerlinds getötet werden. Aber wenn auch Hartmut um Kudruns Willen den Vater verloren hat, kein Gedanke an Blutrache kommt in seiner Seele auf: die sippenhafte Gebundenheit des Gefühls der Mutter hat er überwunden, der Sohn einer jüngeren Zeit hat sich zur Menschlichkeit durchgerungen. Kudrun schreit in Todesangst laut auf, Hartmut hört es und sieht von unten den Mörder mit gezücktem Schwerte gehen. Da donnert er hinauf: „Wer seid Ihr elender Bube? Tötet Ihr auch nur eine von den Jungfrauen, so müßt Ihr selbst sterben". Edel und ritterlich rettet er die Feindin, in einem Augenblicke, wo ihm Wate schwer zusetzt, wo er dem Tode nahe ist. In dieser Beziehung ist er ganz das Gegenteil seiner Mutter. Er steht hier auf der Höhe seines menschlich edeln Gefühls.

Besiegt und gefangen muß er auf die Geliebte verzichten. Durch die Heirat mit ihrer besten Freundin Hildburg bekräftigt er den Verzicht auf sie und zugleich

auf Gedanken der Vergeltung. Von Herzen wird er ein Glied der neuen Welt, die die Strenge und Härte, die Haß- und Rachegefühle der älteren Generation durch Menschlichkeit und Liebe völlig überwindet.

Zwei Frauengestalten schließen die Reihe: Ortrun und Hildburg. Beide stehen sich innerlich nahe.

Ortrun, Hartmuts Schwester, jung, schön, wohlerzogen, wie es sich für eine Fürstentochter der modernen Zeit gehört, ist ganz Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, Mitleid und Güte. Das Heldenmäßige, was Kudrun auszeichnet, fehlt, Ortrun hat etwas Weiches, Ängstliches; auch das sippenmäßig Enge fehlt von vorn herein. Die milderen Eigenschaften der Tochter Hetels sind hier vom Dichter zur Grundlage einer besonderen Gestalt gemacht.

Gleich bei der ersten Begegnung tritt die Normannin der Entführten freundlich entgegen; aufrichtigen Herzens möchte sie der Heimatlosen das Leben in der Normandie möglichst angenehm machen. Sie tut ihr nie etwas Böses, noch sagt sie ihr je ein hartes Wort; sie bleibt immer gleichmäßig freundlich und liebreich. Die christliche Religion hat ihren Sinn veredelt, wahre Demut und Menschenliebe spricht aus ihrem Verhalten. „Ich will Kudrun dienen, damit sie ihr Leid vergesse. Mein Haupt will ich vor ihr neigen; ich und alle meine Dienerinnen wollen ihr zu eigen sein.“ So geht sie zu der Betrübten und teilt mit ihr, was sie hat.

Ihre Güte steigert sich zum Mitleid. Oft beweint sie das Herzeleid der Entführten. Endlich schließt sie mit ihr Freundschaft. Sie freut sich herzlich, als die Freundin bereit scheint, den Bruder zu nehmen: sie will ihr dafür die Krone geben, die sie selbst tragen soll, sie ist glücklich, daß nun Kudruns Erniedrigung enden wird.

Ortrun ist deshalb auch die einzige, die Kudrun freundlich behandelt. Diese fühlt die Herzlichkeit, die ihr die Normannin entgegenbringt und vergilt sie ihr, wo sie kann, namentlich als die Hegelingen die feindliche Burg erstürmen. Sie rettet sie vor Wate und versöhnt sie mit der Mutter Hilde. Die sanfte Ortrun gewinnt schließlich sogar einen gewissen Einfluß auf die harte

Königin der Hegelingen, sie erlangt, ihre Bitten mit denen Kudruns vereinigend, Gnade für Hartmut. Am Ende wird sie Ortwins Frau: der wird bei ihr nie einen unangenehmen Tag erleben, und sie kann bei ihm ihr Leid vergessen.

Ortruns Sanftheit und Demut erscheint gesteigert in Hildburg. Auch sie ist königlichen Geschlechts, Tochter des Königs von Portugal und Galitzenland. Ein Greif entführt sie als Kind auf die einsame Insel, dort lebt sie mit Hagen und den beiden andern Mädchen dasselbe Naturleben, duldet mit ihnen, und lebt erst auf nach der Erlegung der Greifen. Sie ist wohl die jüngste der drei Königstöchter: Hilde zieht sie auf, der junge Hagen sorgt auch für sie. Sie folgt ihm später in herzlicher Dankbarkeit nach Irland.

Früh bewährt sie sich als treuste und beste Freundin der Familie Hagens. Der König hält wegen ihrer Anhänglichkeit große Stücke auf sie, eine Anhänglichkeit und Freundschaft, die sie nicht bloß Hagens Gattin, sondern auch deren Tochter Hilde beweist. Güte, Dankbarkeit, Freundlichkeit sind die Tugenden, die an dieser Frauengestalt erstrahlen. Die höfischen, modernen Züge werden bei ihr nicht hervorgehoben, auf das allgemein Menschliche legt der Dichter allein den Nachdruck. Mit vollem Bewußtsein: darum hat er sie auch wie Hagen in die Einöde geführt, damit sie dort unberührt von höfischen und kirchlichen Einflüssen die schöne reine Menschlichkeit, die von Natur in ihr liegt, entfalte und pflege.

Am Hofe des wilden Hagen, später Hetels, des Herrschers eines mächtigen Lehnsstaats lebend, empfängt sie dort entscheidende Eindrücke. Mit Kudrun wird sie entführt und teilt nun mit der Freundin in der Gefangenschaft Freude und Leid. Sie wendet sich nicht wie Hergart von ihrer Herrin ab, sie bleibt treu. Die Erniedrigung der Königstochter schmerzt sie tief, sie fühlt bei aller eignen Not und Betrübnis mit ihr das herzlichste Mitleid, weil die hohe Würde der Fürstin, die von Gott stamme, so schmählich verletzt werde. Und sie läßt es

nicht bei dem Mitleid: „Ich will mit dir zusammen dein Leid gemeinsam tragen". Sie tritt ihr zur Seite, teilt ihre Schmach — auch sie eine Königstochter — und hilft ihr in unerschütterlicher Treue bei allen niedrigen Diensten, beim Waschen am Strande. So steht sie neben Kudrun als Muster der Treue, nicht einer, wie bei Herwigs Gattin, auch rechtlich geforderten, vielmehr einer rein menschlich begründeten. Ihre Gesinnung ist ein Gegenstück zu der Treue der alten Waffenbrüderschaft.

Bei der Darstellung Hildburgs überspringt der Dichter in befremdlicher Weise die Zeiten. Hildburg war Altersgenossin Hagens, im dritten Teil der Dichtung ist sie nicht eben viel älter als Kudrun, Hagens Enkelin. Sie heißt sogar öfter deren trûtgespil, Jugendfreundin. Ist das Vergeßlichkeit und Folge der Benutzung verschiedener Quellen? Oder Mißachtung nebensächlicher Dinge? Oder hat der Dichter sein Werk nicht fertig durchgearbeitet hinterlassen? Gleichviel, einen Sinn hat Hildburgs Geschick doch, die Gestalt verbindet die Generationen Hagens, Hetels und Kudruns: jene Zeit, wo in einem Naturleben schöne Tugend aus edler Art der Kinder, die fast ganz ohne Kirche und Hof aufwuchsen, hervorkeimte, die jüngere Zeit, wo in dem glänzenden Lehnsstaat der Hegelingen die Treue blühte, und die Zeit, wo Menschen, die im vollen Besitz der Kultur ihres Zeitalters sind, edle Zucht, schöne Menschlichkeit, Treue, Heldensinn und wahrhaft frommen Sinn in Not und Kampf bewähren. Aus allen drei Epochen hat ihr Wesen sich bereichert.

Freilich Hildburg fehlt das Heldische ganz. Sie ist keine starke Seele wie Kudrun, sie hat etwas unselbständiges und ängstliches. In schwierigen Fällen mag sie keinen Rat geben, sie begnügt sich auszuharren, zu dulden. Bei dem Gespräch ihrer Freundin mit Ortwin und Herwig hält sie sich zurück wie in dienender Stellung: sie hat offenbar Angst. Nach der Abfahrt der Helden denkt Kudrun nicht mehr daran zu waschen, Hildburg erinnert furchtsam an die befohlene Arbeit: „Wir wollen waschen, damit wir nicht Schläge bekommen". Die

Gefährtin wird immer selbstbewußter und wirft schließlich die Wäsche ins Meer: Hildburg rät davon ab und schleppt bekümmert ihren Pack zur Burg.

So ist die Königstochter aus Portugal wohl eine weiche, nachgiebige, furchtsame Seele, aber doch sehr sympathisch. Kudrun darf mit Recht sagen, Hartmut könne in der Welt keine bessere Frau bekommen, sie habe keine Fehler, die ihr je den Gatten entfremden könnten.

Sonst schüchtern und duldend, entbehrt Hildburg aber nicht innerer Kraft: sie hat ein lebhaftes Gefühl ihrer persönlichen Würde. Die Freundin macht ihr den Vorschlag, Hartmut zu nehmen, aber sie erklärt bestimmt: „Ich will keinen heiraten, der weder Gedanken noch Absicht auf mich gerichtet hat." Nicht aus politischen Gründen, aus Neigung wünscht sie gefreit zu werden. Auch hier wieder der Gedanke: eine Ehe muß sich auf ein inneres Verhältnis der Herzen stützen. Die Bedenken der Jungfrau werden überwunden, sie wird Hartmuts Gattin und lebt mit ihm glücklich, treu an ihm hängend, wie er an ihr. —

Überblickt man die Reihe der Heldengedichte, die an unserem Auge vorübergezogen ist, so ergibt sich, daß sie innerlich eng zusammenhängen. Dieselben Probleme werden immer wieder aufgeworfen und behandelt: Staatsgesinnung, Persönlichkeitsideal und Religion. Bald waltet dieses, bald jenes vor. Und immer spiegeln Darstellung und Lösung den Stand der geistigen Bewegung in Deutschland. Aber eins darf man nicht vergessen: alle diese Dichtungen wurzeln in der obersten Schicht der Gesellschaft; sie sind gedichtet für Fürsten, sie behandeln Dinge, welche eben diesen Stand beschäftigten.

Das politische Problem der Deutschen Heldendichtung ist der Gegensatz zwischen den Interessen des Kaisers und denen der Fürsten. Im achten Jahrhundert tritt es noch nicht hervor. Karl der Große hatte alle selbständigen fürstlichen Gewalten beseitigt, er beherrschte als unbestrittener Herr das Reich. Die Markgrafen und Grafen

waren seine Beamten. Er überstrahlte alle, sie traten ihm gegenüber ins Dunkel. Durch die Unfähigkeit seines Sohnes Ludwigs des Frommen erhielt das Kaisertum den ersten Stoß: je mehr die Gewalt des Kaisers und Königs geschwächt wurde, je höher die Stammesherzöge und Landesherrn aufstrebten, um so dringender wurde das politische Problem. In den Dichtungen Waltharius, Rother, Ernst, auch noch im Nibelungenliede, wird es behandelt. Die Lösung der Dichter heißt: absolute Treue gegen den Herrn bei Hintansetzung eigener Gefühle und eigenen Nutzens ist die rechte Staatsgesinnung des Vasallen.

Im Rolandslied wird der politische Gedanke stark dem Religiösen untergeordnet: der fränkische auf Treue gegründete Vasallenstaat ist Werkzeug Gottes im Kampfe für das Gottesreich und gegen das Reich des Teufels. Die politischen Gedanken der altfranzösischen Chanson de Roland in der Oxforder Handschrift werden meist ausgeschaltet und durch die Augustinische Idee und die Gedanken der Reformbewegung ersetzt. Das Religiöse beherrscht das Ganze. Aber das religiöse Problem ist in der Deutschen Dichtung von Anfang an da. Das Hildebrandslied stellt die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Gott in den Mittelpunkt, die altgermanisch harte, nüchterne Anschauung von Gott und Weltgeschehen tritt der optimistischen christlichen gegenüber. Der Widerspruch kann nicht ausgeglichen werden. Doch im neunten Jahrhundert zieht das Christentum in die Herzen der Deutschen ein und gewinnt den Sieg. Freilich im Waltharius liegt noch Germanisches und Christliches ziemlich unvermittelt nebeneinander: das weltlich Reckenmäßige will sich mit dem kirchlich Christlichen nicht recht verschmelzen. Aber dann im Rolandslied ist das Heldenmäßige überwältigt und in das Kirchliche aufgenommen, dies herrscht vollkommen. Karl und seine Franken sind vom Feuer der christlichen Religion durchglüht. Sie sind Streiter Gottes, die nur den Tod wünschen, das Martyrium für das Gottesreich, die ihr Heldendasein ganz in den Dienst des Kreuzzugsgedankens stellen und

die, soweit sie sterben, als Heilige in Gottes Himmel eingehen.

Das Weltliche scheint ganz aufgesogen: Genelun, der nicht davon loskommen kann, geht zu Grunde. Aber im König Rother löst es sich wieder los. Nach dem Scheitern des zweiten Kreuzzugs ebbt die religiöse Hochflut wieder ab. Weltliches und Kirchliches treten auseinander. Zwar sind Rother und seine Mannen fromm, aber jene aufgeregte, fast verzückte Jenseitsstimmung der karlingischen Helden kennen sie nicht mehr: das Weltleben mit seiner Schönheit und Kultur hat sie ergriffen. Erst am Schlusse drängt sich das Religiöse entscheidend hervor: nach einem Weltleben asketischer Rückzug in die Einöde, die Seele zu bewahren. Im Herzog Ernst tritt das kirchlich Religiöse noch mehr zurück, im Nibelungenlied wird es abgelehnt und eigentlich bekämpft. Eine aufgeklärte, allgemeine Anschauung ohne eigentlich christliche oder gar kirchliche Färbung tritt hervor. Man könnte sagen: die religiöse Bewegung kommt um 1200 beinahe wieder dahin, von wo sie mit dem Hildebrandslied ausgegangen war.

Und das Persönlichkeitsideal? Auch hier eine fortwährende Verschiebung unter dem Einflusse der Zeiten. Das Hildebrandslied und Waltharius schildern den Helden alten Schlags: stark, tapfer, kampfeslustig, hart, doch besonnen und listig, sein Gemüt nur durch sippenhafte und Waffenbruder-Liebe, kaum durch christliche Gefühle gemildert. Die Frau spielt keine Rolle, das Leben und Auftreten ist einfach und schlicht. Aber nun kommt die große Bewegung des 11.—12. Jahrhunderts, die Reform mit ihren weitgreifenden Wirkungen. Das Christentum, bisher autoritativ angenommen, dringt tief in die Herzen und wird zum Erlebnis, zur Überzeugung; das Gefühlsleben entwickelt sich: die Recken werden weicher, sie weinen nicht selten. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung verfeinert sich die Lebenshaltung, Byzanz und Frankreich geben der neuen Kultur Inhalt und Richtung: es entsteht ein gesellschaftliches Leben, das die Recken modernisiert. Sie legen jetzt Wert auf schöne Kleider und

Waffen, seine höfische Zucht, Behaglichkeit und Kunst. Die Frau tritt in der Gesellschaft hervor und fängt an bestimmend zu werden. Aber all das bleibt zunächst noch äußerlich: so im Rolandslied, wo man übrigens beim Vergleich mit der afrz. Fassung der Oxforder Handschrift das Eindringen des modernen Geistes deutlich erkennt.

Noch moderner sind die Helden des Rother. Außer gesellschaftlicher Zucht und Sinn für schöne Lebensgestaltung tritt hervor die Kunst, die Liebe: die Frau rückt mehr in den Vordergrund. Im Herzog Ernst kommt das Abenteuerliche dazu, wenngleich nicht um seiner selbst willen, sondern eingerahmt, bedingt durch das Politische. Die Höhe der Bewegung wird im Nibelungenlied erreicht, das in Siegfried und Kriemhild zwei durchaus moderne Gestalten darstellt.

Höfische Zucht, Minne und Abenteuer — diese Ideen sind im Rother und Ernst ausgeprägt. Aber im Nibelungenlied setzt schon die Gegenbewegung ein. Der Dichter erkennt in dem Individualismus und Subjektivismus, den die moderne Kultur entfesselt hat, die Gefahr, welche dem sittlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben droht: seine Ideale sind nicht rein modern. Er möchte Altes und Neues maßvoll verbinden, so wie es die Personen am Hofe zu Bechlaren zeigen, er lehnt Gesellschafts-, Minne- und Abenteuerwesen in der Form, wie es die Gestalten Siegfrieds und Kriemhilds vertreten, ab. Aber stärker als im Rother tritt der vornehme Sänger hervor, stärker wird die Macht und die Bedeutung der Kunst betont.

Diese große geistige Bewegung, die sich in der Reihe der Heldengedichte bis etwa 1200 spiegelt, wird nun in der Kudrun wie in einem kulturgeschichtlichen Gemälde zusammengefaßt und weitergeführt: die Gestalt der Hegelingentochter macht Höhe und Abschluß. Der Dichter führt seine Zuhörer durch die fünf Generationen eines Geschlechtes. Er stellt dar, wie sich Anschauungen und Menschen von Stufe zu Stufe verändern und unter dem Einfluß der wechselnden kulturellen Strömungen verfeinern: ein kulturgeschichtlicher Gedanke bedingt die ganze Anlage des Epos.

Der erste Teil, er spielt in Irland, schildert Verhältnisse einer vergangenen, einer älteren Zeit. Einfach sind die politischen am Hof und im Lande der irischen Könige. Der Herrscher ist der Mittelpunkt und in jeder Beziehung die überragende Persönlichkeit seines Reichs: die Vasallen treten nicht merklich hervor, der König herrscht wirklich. Die Könige sind Helden alten Schlags. Hagen von urwüchsiger, elementarer Kraft, rauh, nicht selten roh. Auch das Leben ist einfach. Die wirtschaftlichen, sparsamen Fürsten machen keinen glänzenden Hof, das modern Ritterliche dringt nicht wirklich ein, wenngleich ein Anlauf dazu genommen wird. Die Männer und Frauen am irischen Hofe sind schlicht, das modern Höfische berührt sie wenig.

Aber dafür entfaltet sich von Generation zu Generation immer mehr edles menschliches Gefühl und wahre kirchlich-christliche Frömmigkeit: erst in der Sippe, dann über sie hinaus greifend gegenüber dem hilfreichen Nächsten, ja gegenüber dem Gegner. Ein reines Naturleben, fern von aller Kultur, läßt diese Tugenden ungehindert erstarken und sich natürlich entwickeln: in ihnen findet der Dichter den bleibenden Wert jener alten Zeiten.

Das Bild ändert sich im zweiten Teil. Hetel gegenüber treten die großen Vasallen als selbständige, dichterisch sorgfältig gezeichnete Persönlichkeiten stark hervor. Der Hegelingenkönig steht nicht so da, wie Hagen von Irland. Die Erzählung erinnert hier sehr an den „König Rother“: sie will einen idealen Lehnsstaat schildern, wie es ihn in Wirklichkeit nie gegeben hat. Dieser Teil spiegelt die Wünsche und Stimmungen einer Zeit, die eben vergangen war, die Ideale der Epoche, in der die Reichsgewalt sank. Aber das Ideal der Treue, den sittlichen Hauptwert dieser Epoche, hält der Dichter fest.

Die Menschen dieser vierten Generation haben die Vorzüge der alten und der modernen Kultur in verschiedener Mischung: je nach ihrem Alter mischt sich in ihnen Reckenhaftes und Ritterliches mannigfach. Von der urwüchsig primitiven Gestalt eines Wate führt eine wohl abgemessene Stufenfolge von Persönlichkeiten über

Hetel und Hilde bis zum feinen modernen Horand. Der Dichter legt es darauf ab zu zeigen, wie weit sich in diesem Kreise der neue Geist durchgesetzt hat, zunächst nach der Seite äußeren Lebens und der Gesittung, dann aber auch nach der Seite des weichen Gefühls und der Romantik hin: Liebe, Dienst, Abenteuer tauchen auf. Was in Irland das Leben am Hofe mehr streifte als beeinflußte, dringt hier tiefer und legt einen Glanz über den Kreis der Hegelingen, der dem Morgenrot der neuen Kultur entfließt.

Aber sehr tief greift das Moderne auch da nicht: mit Hetel und den Seinen steht man erst an der Schwelle des Neuen. Das menschlich sittliche Gefühl tritt wieder ganz zurück. Der Stolz und das Standesbewußtsein Hetels und seiner Gemahlin, das leidenschaftliche Racheverlangen Hildes, die Rauheit eines Wate und anderer aus dem Kreise der Hegelingen werden stark hervorgehoben. Trotz aller Zucht ist für die zarten, edeln Gefühle in dieser Gesellschaft nicht viel Raum. Und das Religiöse fehlt eigentlich ganz. Aber Heldenkraft und Heldensinn, unbeugsamer Wille, zähes Festhalten am Beschluß, starkes Selbstgefühl findet man — auch für den Dichter unvergängliche Werte.

Veredelt, bereichert, erweitert finden sich all diese Werte beisammen im dritten Teil. Zwar das politische Problem ist mit dem alten Kaiserreich gefallen: die feudale Treue als Fürstenpflicht lag den neuen Landesherren nicht mehr am Herzen. Darum treten in dem Schlußteil der Dichtung nur selbständige, voneinander unabhängige Herrscher einander gegenüber: Hetel, Herwig, Siegfried, Hartmut, Ortwin. Sie vereinigen sich schließlich auch zu einem Kreis: aber um Kudrun, und der Kreis wird durch Heirat zusammengeschlossen. An Stelle der politischen Bindung tritt das Band der Freundschaft und Verwandtschaft.

Die Menschen des dritten Teiles sind, soweit sie nicht wie Gerlind und Ludwig dem älteren Geschlecht angehören, moderne Menschen. Herwig ist nicht von altem Adel; sein Wert liegt in seiner tüchtigen Persönlichkeit, die sich durchzusetzen weiß; in seinem Bilde sticht der Zug des Frauendienstes hervor. Beim Konflikt zwischen

Liebe und einem modernen Ehrbegriff siegt der letztere. Ortwin verrät abenteuerliche Neigungen, sein Ehrbegriff ist von vornherein scharf, schärfer als der altheldische. Hartmut ist von vollendetem Anstand, freundlich, liebenswürdig; sein Gefühl hat sich aus den Banden des eng Sippenmäßigen gelöst und ist zur schönen Menschlichkeit geworden. Ortrun ist die Freundlichkeit und das Mitleid selbst. Hildburg offenbart Güte, Dankbarkeit, Freundestreue, Gefühl des eigenen Wertes. Alle haben das Unfreie, Harte, sippenmäßig und völkisch Gebundene ganz abgestreift oder streifen es im Lauf der Ereignisse ab: sie stehen da als Gestalten, in denen die besten Tugenden der modernen Zeit klar hervortreten.

Im Mittelpunkt dieses Kreises aber steht eine Frau, Kudrun.

Von ihren Ahnen her ererbt oder erwirbt sie das Beste der verschiedenen Epochen: in den Nöten ihres Lebens erweitert und vertieft sie den Inhalt ihrer Seele. Das gütige, dankbare, zugleich stark religiöse Gemüt verbindet sie mit dem Großvater Hagen, doch fehlt dessen dämonische Wildheit. Das Erbteil der Eltern hat sich bei ihr zu edlem Stolz und Selbstgefühl, zu sittlicher Heldenkraft verfeinert. Die Kultur der neusten Zeit schenkt ihr höfische Zucht und Sinn für ritterliche Tat im Frauendienst. Aber über allem leuchtet die Treue, die Tugend, die das Reich ihres Vaters zusammenhielt, bei der Tochter auf das Rechtlich-Sittliche im Verhältnis zum Gatten übertragen. Alle diese edeln Eigenschaften zusammengefaßt, ergeben das Musterbild einer vornehmen, menschlichen, starken, pflichttreuen Frau, deren edles Wesen sich unter dem Druck der Not nur immer schöner und voller entfaltet. Durchwärmt aber wird die ganze Persönlichkeit von echtem religiösen Gefühl: von der Zuversicht auf den Gott der Gnade und Liebe, der das Weltgeschehen schließlich zum Besten der Menschen lenkt, von der tief empfundenen und zuletzt machtvoll betätigten Pflicht der Nächstenliebe, die Christus den Seinen ans Herz gelegt hat.

Kudrun leistet am Schluß das Höchste, was der Christ leisten kann: sie vergibt ihren Feinden ohne Schwächlichkeit

und liebt sie. Aber freilich: kirchlich gebunden ist ihre Religiosität nicht. Weder tritt die kirchliche Form merklich hervor, noch wird auf sie Wert gelegt. Es ist Absicht. Denn wie Goethe in seiner Iphigenie aus den Lehren der Kirche auf Grund eigenen Erlebens und Denkens das für ihn Wertvolle in freier, rein menschlicher Form herausarbeitet und darstellt, so ähnlich der Verfasser der Kudrun. Wie der Dichter des Nibelungenliedes, ist auch er durch die Aufklärungsbewegung der vornehmen Welt hindurchgegangen. Aber was dem pessimistischen Vorgänger nicht gelang, gelang ihm, dem Optimisten: die Aufnahme der wertvollsten Gedanken der kirchlichen Religion und Sittlichkeit in seine Welt- und Lebensanschauung.

So sind in der Gestalt Kudruns die letzten Errungenschaften einer Kulturentwicklung, die Jahrhunderte dauerte, verschmolzen. Sie ist ein glänzendes Zeugnis für den freien und reinen Geist des hohen Mittelalters, eine Zeit, die Spätere aus Unkenntnis töricht verurteilten.

Man denkt bei der Beschäftigung mit der Kudrun oft an Goethes Iphigenie. Auch darin, daß die edlen Anlagen der Heldin mit dem Blut von den Ahnen ererbt sind; das Blut- und Rassegefühl der alten Zeit ist hier lebendig. Und in noch einem Zuge gleichen sich beide: wie in andern Dichtungen von optimistischer Grundanschauung — den Recognitionen des Pseudo-Clemens, dem Kaiser Oktavianus Tiecks — werden am Schluß die getrennten Familienglieder wieder zusammengeführt. Und dann: das Gefühl der Menschlichkeit und Nächstenliebe greift über die Grenzen der Sippe und des Volks hinaus, es umfaßt Fremde und Heiden: auch Siegfried von Morland tritt in den Kreis hinein, den Kudrun formt. Lessings Nathan wird in unserer Erinnerung lebendig. So reichen über die Jahrhunderte weg Dichter der ersten klassischen Zeit der Deutschen Dichtung den Größen der zweiten Periode die Hand. Es wird deutlich, warum die Deutsche Literaturgeschichte von zwei klassischen Epochen reden darf.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).